



Berlin, den 7. Mai 1898.

Otto von Bayern.

Prinz Otto von Bayern wurde vor siebenundzwanzig Jahren unter Kuratel gestellt. Daß seine Geisteskrankheit unheilbar ist, hatte das Volk früh aus den Gutachten der Aerzte und aus den Mittheilungen des Kurators von Brandt erfahren. Als am siebenten Juni 1886 Ludwig der Zweite der Monarchenmacht entkleidet wurde, weil er nach dem ärztlichen Attest „an Paranoia leide und durch diese Krankheit die Willensfreiheit völlig ausgeschlossen sei, so daß der König an der Führung der Regierung dadurch behindert ist“, ging, nach den Bestimmungen der Verfassung, der Haus- und Staatsverträge und dem Recht der agnatisch-linealen Erbfolge, der Königstitel dennoch auf den Prinzen Otto, des Entthronten jüngeren Bruder, über. Am dreizehnten Oktober 1886 veröffentlichte die münchener Polizeidirektion über das Befinden des Königs einen Bericht, in dem gesagt wurde, Otto „leide an Berrücktheit und werde durch unheilbare Wahnvorstellungen so völlig vom realen Leben abgezogen, daß auch der nicht Unterrichtete jeden geistigen Zusammenhang des Monarchen mit der Außenwelt für aufgehoben halten müsse.“ Seitdem sind über den Zustand des Kranken, über seinen geistigen Verfall und seine mahlliche Entmenschung, unzählige Berichte und Anekdoten verbreitet worden; nur zwei davon, zwei harmlose, die aus den letzten Wochen stammen, sollen hier wiedergegeben werden. Den Lesern der Augsburger Abendzeitung wurde im April dieses Jahres gemeldet:

Während der neunzehn Jahre, da Otto von Bayern in Fürstentried weilte, haben sich die Aerzte niemals einem Zweifel über die Art seiner Erkrankung hingegen. Zuweilen allerdings zeigen sich — aber immer nur für eine kurze Spanne Zeit — vorhandene Reste normaler Geistes- und Willenskraft; ja, es ist früher

jogar vorgekommen, daß der König hier und da eine zutreffende Bemerkung oder eine Aeußerung machte, die im Hinblick auf seinen Zustand jedenfalls überraschend klang. Als vor einigen Jahren einer seiner Aerzte ein paar Stunden lang bei ihm gefessen war, ohne daß der König ihn eines Blickes, geschweige denn eines Wortes gewürdigt hätte, wandte sich der Arzt, um sich die Langeweile zu vertreiben, an den König mit den Worten: „Majestät gestatten huldvollst, daß ich rauche.“ Der König schwieg. Darauf wiederholte der Arzt sein Ersuchen: „Majestät, darf ich mir die unterthänigste Bitte erlauben, rauchen zu dürfen?“ Beharrlich schweigt der König. Der Arzt bittet ein drittes Mal, und da er auch dann keine Antwort erhält, kommt ihm eine Idee: er nimmt eine Cigarre aus seiner Tasche und brennt sie an. Jetzt blickt ihn der König erstaunt an und sagt: „Nu raucht das L . . . doch!“ Nach diesem Intermezzo konnte der Arzt ruhig seine Cigarre zu Ende rauchen. Der König selbst war bis in die letzten Monate leidenschaftlicher Raucher. Er verbrauchte im Tage oft vierzig bis fünfzig Cigaretten und mindestens eben so viele Schachteln Händhölzchen; denn zu jeder Cigarette entzündete er ein ganzes Bündel Streichhölzer, die er dann mit sichlicher Freude brennend bei Seite warf. An den Tagen, an welchen sein Befinden relativ günstig war, beschäftigte der König sich regelmäßig damit, auf den Wiesen und im Gesträuche des Parks Erdbeeren zu pflücken, oder er stand in seinem Salon an einem der in den Park mündenden Fenster und schob aus einem — natürlich blind geladenen — Gewehr. Bis in die letzte Zeit aß er auch gern und reichlich, trank einige Glas Bier im Tage und verlangte ab und zu mit scharfer Kommando-Stimme Sect. Mit solchen Perioden relativen Wohlbefindens wechselten aber Zeiten von größter Erregung und Verwirrung ab. Der König saß dann Stunden lang vor sich hinbrütend und Niemand durfte es wagen, ihm nahe zu kommen. Mitunter brach er auch in Schelten und Schreien aus oder es überfiel ihn eine unerklärliche Plagangst. Der König blieb dann mitten im Zimmer erschrocken stehen und sträubte sich, die Teppiche zu betreten, in der Meinung, daß sich ein großer, mit einer rauschenden Fluth erfüllter Abgrund vor ihm aufthue. Mit entsetzter Geberde wich er vor dieser eingebildeten Schlucht zurück und flüchtete in die Korridore. Auch der leiseste Schimmer eines Bewußtseins ist in den letzten Jahren allmählich verschwunden. Als des Königs Mutter, die im Jahre 1889 verstorbene Königin Marie, kurze Zeit vor ihrem Tode den Versuch machte, ihren Sohn zu sprechen, eilte er in den Park und stellte sich hinter einen Baum, indem er, fortwährend den Kopf schüttelnd, eine Zusammenkunft verweigerte. Seitdem hat er auch kein Mitglied seiner Familie empfangen. Er weigert sich, Jemanden zu sehen, mit Ausnahme jener Personen, die ständig in seiner Umgebung leben. . . Er verweigert jede Aufnahme von Medicamenten, öfters auch die Aufnahme von Nahrung, und gestattet den Aerzten nicht, ihn zu untersuchen.

Und in der Königlichcn Zeitung konnte man um die selbe Zeit lesen:

Seit langer Zeit zum ersten Male dringen in der Form eines amtlich-ärztlichen Berichtes genauere Nachrichten über das körperliche Befinden jenes beklagenswerthen Mannes in die Oeffentlichkeit, bez, ohne es zu wissen, seit zwölf Jahren König von Bayern ist. Auf alle Anfragen in der Kammer hatten die Minister stets die gleiche Antwort bereeit, daß nämlich trotz nahezu völliger Weistes-

umnachtung der vegetative Gesundheitszustand des jetzt fünfzigjährigen Mannes andauernd gut sei. In privater Unterredung mit den wenigen Eingeweihten erfährt man dann wohl außerdem noch, ein Minister oder sonstiger hoher Staatsbeamter habe bei den alljährlich einmal stattfindenden Besuchen den Eindruck bekommen, als ob der König sich dunkel seiner Persönlichkeit entsinne. Pilgerte man zu dem einige Stunden südlich von München an der Straße nach Starnberg gelegenen Schloßchen Fürstenried hinaus, so erblickte man vor dem Haupteingang militärische Ehrenposten und ein paar auf- und abgehende Schutzleute. Im Uebrigen verwehrt eine hohe Mauer den Einblick in den das Schloßchen umgebenden großen Park. Selbst die das Dörfchen Fürstenried bewohnenden Bauern behaupten, den geisteskranken König niemals zu Gesicht bekommen zu haben. Sehr schwer ist es, festzustellen, ob die vielen, zum Theil schaurigen Angaben über die Art, wie sich der Wahnsinn des Königs äußerlich ausprägt — Laufen auf allen Vieren, Pflücken von Erdbeeren mit dem Munde, stumpfsinniges Dahinbrüten u. s. w. —, auf Wahrheit beruhen oder nicht. Sicher ist nur, daß, ähnlich wie in den letzten Zeiten bei seinem königlichen Bruder, jedes Gefühl für die Sauberkeit und die uns geläufigen Formen bei der Nahrungszufuhr abgestumpft oder verschwunden ist.

Diese Berichte — und andere bössartigeren Inhaltes — waren erschienen und von keiner Seite irgendwie beanstandet worden, als ich den Artikel „König Otto“ schrieb, dessen Ruchlosigkeit das münchener Schöffengericht nun mit einer Haftstrafe von vierzehn Tagen an dem Verfasser geahndet hat. Da der Prozeß wegen „groben Unfugs“ in zweiter Instanz vor dem Landgericht verhandelt werden wird und mir auch das schriftliche Urtheil des Schöffengerichtes noch nicht vorliegt, möchte ich mich prinzipieller Erörterungen einstweilen enthalten und die forensischen Erfahrungen, die ich an der Isar sammeln durfte, noch in des Busens Tiefe bewahren. Für heute begnüge ich mich damit, den Lesern der „Zukunft“, bei denen über den Grundgedanken meiner Darstellung ein Zweifel nicht entstehen konnte und, wie ich aus der Fülle freundlicher Zuschriften sehe, nicht entstanden ist, das Material zu unterbreiten, das ihnen ein eigenes Urtheil ermöglicht. Herr Dr. Johannes Sigl, der doch gewiß ein guter, den Wittelsbachern in fanatischer Treue ergebener Bayer ist und die Preußen von Herzen inbrünstig haßt, veröffentlichte am Tage vor der schöffengerichtlichen Verhandlung, am Geburtstag des wahnsinnigen Königs, in seinem Bayerischen Vaterland den folgenden Artikel:

Der „Fall Harden“ erregt mit Recht die allgemeine Aufmerksamkeit, wie früher der „Fall Thüngen“; wäre heute nicht „Königstag“, an dem offiziell gefeiert, d. h. nichts gethan wird, so wäre er heute bereits auch in der Kammer zur Sprache gekommen, in der bei allen Parteien, selbst beim Centrum, die Ansichten gleich sind in der Verwerfung dieses Vorgehens gegen einen Berliner Journalisten und diese Anwendung des „ambulanten Gerichtsstandes“ und des „Groben Unfug“-Paragrafen.

Herr Harden mag wohl am Meisten überrascht sein über dieses Vorgehen gerade gegen ihn. Wer ihn persönlich und seine „Zukunft“ kennt, kennt auch

seine Ansicht über die in Berlin beliebte Centralisirungssucht und seine Vorliebe für Bayern, für das er jeder Zeit so energisch eintritt, wie er jene preussische Sucht bekämpft. Herr Harden war der einzige berliner und preussische Journalist, der für den Prinzen Ludwig nach der moskauer Rede mit dem größten Eifer eintrat. Herr Harden ist also ganz der richtige Mann, daß man sich in München an ihm reißt und ihn vor bayerische Gerichte schleppt.

Dieser selbe Herr Harden soll nun auf einmal in seiner „Zukunft“ „groben Unfug“ damit begangen haben, daß er vom kranken König Otto schrieb, was ganz München und ganz Bayern darüber denkt und — spricht! Wir haben den Artikel wiederholt und dreimal gelesen, aber nichts Dergleichen finden können; wir haben ihn Anderen, Deuten jeder Couleur, zu lesen gegeben, ihn auch in der Kammer circuliren lassen, aber Niemand fand darin, was der Konfiskator darin suchte und finden wollte — warum? Darüber vielleicht an anderer Stelle —: Jedermann fand ihn „ziemlich harmlos“, „durchaus richtig“, „unwiderleglich“. Dem entsprechend wurde die Konfiskation „gerade dieses Artikels“ beurtheilt als — wir wollen mild jagen — „sehr überflüssig“.

Herr Harden selbst schreibt in einem Brief an einen literarischen Freund: „Natürlich lag mir der Gedanke völlig fern, den unglücklichen König Otto zu kränken; ich dachte überhaupt nicht im Traum daran, daß dieser kleine Artikel irgendwo Anstoß erregen könnte. Nun soll er nach der Ansicht des Amtsanwaltes das Publikum „seunruhigt und belästigt“ haben; als ob dieses Publikum nicht die Dinge längst wüßte und als ob mit dem ewigen Bertuschen Etwas erreicht würde! Nach den Meldungen der Blätter glaubte ich, der König würde bald sterben, und wollte noch einmal die seltsame Erscheinung beleuchten, daß fünfzig Jahre nach 1848 ein Geisteskranker König sein konnte und kann. Und Das soll „grober Unfug“ sein und dafür soll ich vor das münchener Gericht geschleppt werden! Denken Sie, wenn diese Sitte sich einbürgerte und man den Dr. Sigl nächstens vor ein berliner Gericht schleppte!“

Diese Sitte kann, sie wird sich „einbürgern“, wenn sich in München Schöffen finden, die das münchener Gericht kompetent halten, einen berliner Redakteur vor ein münchener Forum zu ziehen und ihn da gar etwa zu verurtheilen. Wie wird man sich da in Preußen freuen, wenn Bayern selbst den Henkel zum preussischen Topf liefert, in dem widerborstige bayerische Redakteure in Preußen gesotten werden können! Wenn einmal mit einem Präzedenzfall das Prinzip durchbrochen ist, daß bayerische Redakteure nur von bayerischen Gerichten abgeurtheilt werden können, wenn jeder Staatsanwalt in Stettin oder Buztehude jeden bayerischen Redakteur, dessen Blatt dorthin den Weg gefunden, beim Wickel packen kann, wenn diese bayerischen Redakteure dann vor preussische Richter und nicht vors Schwurgericht kommen, — dann wird es schön werden für Zeitungen, Redakteure und Leser, dann kommt man mit der völligen Verpreußung Bayerns noch rascher vorwärts. Und Das wollen ja gewisse Leute. Früher war es anders. Der Schöpfer des Deutschen Reiches, Fürst Bismarck, hat niemals einen bayerischen Redakteur seinem zuständigen bayerischen Gericht entzogen und nach Berlin schleppen lassen; er dachte gewichtiger und besser und vernünftiger, als die modernste Reichsjuristerei hierüber denkt, die mit dem unsinnigen „ambulanten Gerichtsstand“ Etwas geschaffen hat, das zu ihr, aber nicht zur Rechtsanschauung des Volkes paßt.

Herr Harden wird morgen vor dem Schöffengericht erscheinen und — ohne Anwalt — sich selbst vertheidigen. Eine Vertagung der Verhandlung konnte er nicht erreichen! Weshalb diese auffallende Eile?

Es wäre so schön, wenn die Preußen noch vor den Wahlen einige bayerische Redakteure in preussische Gefängnisse bekommen könnten! . . .

Dieser Kernbayer war durch meine Darstellung also nicht „beunruhigt“, nicht „belästigt“, nicht einmal „in seinen Gefühlen verletzt“ worden; er hatte in einem anderen Artikel vorher erklärt, er halte „eine glänzende Freisprechung für zweifellos“ und diese Ansicht werde von Mitgliedern aller Parteien des bayerischen Landtages getheilt. Es kam anders, als die Herren erwartet hatten. Das Schöffengericht fühlte sich berechtigt und verpflichtet, mich zu einer Haftstrafe zu verurtheilen, — zu einer Strafart also, deren Wonnen im Allgemeinen nur Landstreicher, Bettler, Prostituirte und ähnliche Zierden der Menschengemeinschaft kennen lernen. Der folgende Verhandlungsbericht ist den Münchener Neuesten Nachrichten entnommen, deren Leiter mir seit den Tagen des Herrn von Köller recht oft überraschend heftige Zeichen ihrer Ungunst gegeben haben; er ist natürlich lüdenhaft und bietet besonders von der Art meiner Vertheidigung kein in jedem Zug treues Bild, aber er bringt nicht die geringste absichtliche Entstellung und wird auch ohne Kommentar den Lesern der „Zukunft“ vielleicht nicht ganz uninteressant scheinen.

Der Fall Harden.

Die Sitzung wurde um 11 $\frac{1}{4}$ Uhr vormittags eröffnet. Um seine persönlichen Verhältnisse befragt, gab der Angeklagte an: Maximilian Ernst Felix Harden, geboren am zwanzigsten Oktober 1861 in Berlin, evangelisch, zweimal vorbestraft: wegen einer Privatbeleidigung (des Vereins Berliner Presse) mit 75 Mark und im Jahre 1893 wegen Beleidigung des früheren Reichskanzlers von Caprivi mit 300 Mark Geldstrafe. Der Angeklagte wird gemäß § 16 der R. St. Pr. O. gefragt, ob er eine Einrede bezüglich der Zuständigkeit des Gerichtes geltend machen wolle. Er thut Dies, doch wird vor der eigentlichen Begründung seiner Einrede zur Verlesung der Anklage geschritten. Diese lautet: Maximilian Harden u. erscheint verdächtig, in der am 16. April 1898 erschienenen Nummer seiner Zeitschrift „Die Zukunft“ in einem „König Otto“ überschriebenen Artikel eine Besprechung gebracht zu haben, deren „königliche und cynische Art geeignet erschien, das Publikum zu belästigen und zu beunruhigen. (Diese Kriterien fordert der Thatbestand des „groben Unfugs“).

Vorsitzender Oberlandesgerichtsrath Rupprecht: Ihre Vertheidigung gestattet, wie ich aus Ihren bisherigen Zuschriften entnehme, in drei Theile. Sie bestreiten erstens die örtliche Zuständigkeit des Amtsgerichtes München I; zweitens, daß grober Unfug durch die Presse verübt werden kann; und drittens, daß in dem gegebenen Falle ein grober Unfug vorliegt. Bevor ich Ihnen das Wort zur tatsächlichen Begründung ihrer Anträge gebe, möchte ich Sie fragen, ob Sie sich als Verfasser des inkriminirten Artikels bekennen. Harden: Ja, ich bekenne mich dazu. Vorsitzender: Der Artikel erschien im sechsten Jahrgang der „Zukunft“ in Nr. 29. Die Verbreitung der Zeitschrift geschieht von Berlin und Leipzig aus? Harden: Die „Zukunft“ wird von der berliner Druckerei Damcke an den leipziger Kommissionär verjandt und

von dort wird der weitaus größte Theil durch den Buchhandel auf dem üblichen Wege verbreitet. Vorsizender: Geben Sie die Thatsache zu, daß die Exemplare auch hieher nach München kommen? Harden: Das ist ja unbestreitbar.

Darauf verliest der Vorsizende (ohne die Oeffentlichkeit auszuschließen) den betreffenden Artikel. Dann wendet er sich zum Angeklagten und eröffnet ihm, daß seine Vertheidigung sich vorerst auf thatsächliches Vorbringen beschränken müsse und daß er sich rechtliche und sonstige Ausführungen bis zu seinem eigentlichen Plaidoyer nach der Begründung der Anklage durch den Anwalt versparen müsse.

Harden beginnt mit seiner Vertheidigung, anfangs ziemlich langsam, dann immer schneller und eindringlicher sprechend: Ich kann zunächst eine präzise Formulirung der beanstandeten Stellen nicht erkennen. Da sie mir nicht mitgetheilt worden ist, kann ich die Anklage nur dadurch verstehen, daß mein politischer und literarischer Standpunkt völlig verkannt wird. Ich sehe darin einen der Uebelstände Dessen, was man sich gewöhnt hat, den ambulanten Gerichtsstand zu nennen. Mir sind durchaus fremde Motive untergeschoben worden. Bei der Abfassung des Artikels hat mir, wie ich mit ruhigem Gewissen sagen kann, nichts ferner gelegen als der Gedanke, ich könnte bei irgend einem ernstem Menschen Anstoß erregen. Keine einzige Empfindung ist darin zum Ausdruck gebracht, die nicht schon so und so oft vorgebracht war. Es konnte damit durchaus keine Beunruhigung und Belästigung, nicht einmal ein Kergerniß hervorgerufen werden. Ich möchte zunächst ersuchen, daß mir diejenigen Dinge mitgetheilt werden, die ich in dem Artikel verfehlt haben soll. Ich könnte nur bedauern, wenn er irgend ein Kergerniß erregt hätte. Zunächst beschränke ich mich auf Das, was ich über die Zuständigkeit zu sagen habe. Ich habe mich weniger in meinem eigenen Interesse gedrängt gefühlt, diese Frage aufzuwerfen, denn ich fühle mich, von persönlichen Unbequemlichkeiten abgesehen, durch die Pflicht, vor einem bayerischen Gerichtshof zu erscheinen, nicht prägravirt; ich glaube aber, dazu im Interesse der gesammten deutschen Publizistik verpflichtet zu sein. Als Erscheinungsort der „Zukunft“ kann nur Berlin und Leipzig betrachtet werden. Es tritt hier also die Frage des *forum delicti commissi* in Aktion. Ich bitte, nur zwei Stellen zu lesen, die aus Schriften hervorragender Juristen stammen und die sich mit dieser Frage befassen. Der Regierungsrath Koller im bayerischen Justizministerium sagt in seinem Kommentar zum Reichspreßgesetz:

„Die Uebersendung der fertigen Exemplare aus der Druckerei an den Verleger, die Uebersendung der periodischen Druckchrift von dem Redakteur an die mit der Weiterverbreitung an die Abonnenten besetzte Verlagshandlung oder in das Expeditionlokal, die Verfrachtung sämmtlicher Bänderballen seitens des Verlegers an den Leipziger Kommissionär, welcher die Geschäftsverbindung mit den Sortimentbuchhandlungen zu vermitteln hat: alle diese der Herausgabe der Druckchrift vorgängigen Handlungen sind nicht Verbreitung, sondern Vorbereitungshandlungen für die künftige Verbreitung.“ Und der Geheimrath Professor Dr. Franz von Vizt in Halle sagt in seinem Deutschen Reichs-Preßrecht: „In dem Verbreiten der Druckchrift, als der Verkörperung des Gedankens, liegt die deliktische Thätigkeit bei dem Preßdelikt. . . Daher ist das Delikt dann und dort begangen, wann und wo die Druckchrift verbreitet wird. . . Mit anderen Worten: das Preßdelikt ist vollendet mit dem Beginn der Verbreitung, es ist an demjenigen Orte begangen, von dem aus verbreitet worden ist.“ Ähnlich Berner und die anderen namhaften

Theoretiker. Ich darf ferner daran erinnern, daß 1876, als der Reichstag auf Veranlassung der Regierung den Antrag fallen ließ, ein alinea 2 zu § 7 der Str. Pr. O. festzusetzen, die Meinung der Majorität dahin ging, es sei selbstverständlich, daß der Erscheinungsort für das forum delicti commissi maßgebend sei. Ein Bayer, der Abgeordnete Frankensburger für Nürnberg, hat damals davor gewarnt, dieses alinea fallen zu lassen. Ich hoffe, daß seine Befürchtung, es werde einmal ein Gericht Das, was die Mehrheit für selbstverständlich hielt, nicht erfüllen, nicht von Bayern aus gerechtfertigt werden wird. Schwarze im Interesse der gesammten deutschen Publizistik, dieses Präjudiz zu schaffen.

Auf die Belehrung des Vorsitzenden hin, daß das Gericht erst in seinem Urtheil über seine Zuständigkeit befinden könne, läßt der Angeklagte in seiner Verteidigung fort: Ich gebe seit sechs Jahren die „Zukunft“ heraus, ohne irgend einer Partei einen Einfluß auf das Blatt zu gewähren, um selbst meine politischen, sozialen und künstlerischen Anschauungen rückhaltlos auszusprechen und die selbe Möglichkeit auch einem Kreise von Mitarbeitern gewähren zu können. Das Blatt ist nur zu einem hohen Preise zu haben und wendet sich, obwohl es ja einen viel größeren Leserkreis hat als irgend eine andere deutsche Revue, immerhin doch nur an einen relativ kleinen Kreis des gebildeten Publikums in Deutschland. Das Publikum ist mit den von mir vertretenen Anschauungen bekannt und ich kann daher unmöglich von ihm mißverstanden werden, auch wenn ich nicht jedesmal die Fundamente dieser Anschauung zeige. Ich bin monarchisch gesinnt, was ausdrücklich sogar durch eine Gerichtsentscheidung festgestellt worden ist. Ferner bin ich keineswegs ein blinder Bewunderer des Jahres 1848 und seiner Bewegung, sondern habe diese im Gegentheil nach mancher Richtung hin für verfehlt erachtet. Beweis: der Artikel „Acht- undvierzig“. Drittens habe ich auch nie entfernt die Absicht gehabt, Vorgänge im bayerischen Königshause gehässig oder gar cynisch zu besprechen.

Vorsitzender: Ich möchte Sie auf den Wortlaut der Anklage verweisen. Es wird Ihnen zur Last gelegt, daß die Art der Besprechung der Erkrankung des Königs häßlich und cynisch ist, und zwar, weil in dem Artikel stets hervorgehoben wird die tiefe Stufe, auf der der kranke König steht, und wie sogar im Gegensatz hierzu, um diese Stufe der Thierheit recht hervorzuheben, hingewiesen wird auf den geisteskranken Philosophen Nietzsche, indem gesagt wird, wach ein großer Geist in diesem Manne zu Grunde gegangen, während bei dem König . . . ? Der Konfiszierungsbeschluß des Amtsgerichtes und die Motivierung des landgerichtlichen Verweilungsbeschlusses besagt, daß durch eine derartige cynische Gegenüberstellung des Königs zu einem geistvollen Menschen und durch eine derartige Abweidung der Werthschätzung Jedermann und jeder Gebildete insbesondere empört sein muß. Etwas Anstößiges, etwas Ungehöriges bleibt immer das Gleiche, wenn es auch im Gewande geistreicher Feuilletoncauserie gegeben wird. Die Stellung des Königs auf die gleiche Stufe mit einer Bestie ist es, was Ihnen als grober Unfug ausgelegt wird. Dadurch läßt sich der Leser verletzt, mag er einer Richtung angehören, welcher er will. Daß Sie die monarchischen Gefühle verletzt haben, ist Ihnen nicht zur Last gelegt. (Von „Beunruhigung“ und „Belästigung“ ist hier nicht mehr die Rede.)

Harden: Ich bin mir jetzt erst klar darüber, was mir vorgeworfen wird. Es handelt sich um eine durchaus irthümliche Auffassung. Es ist vielleicht die Verwechslung einer Stilfrage mit einer moralischen. Denn der ganze Artikel

ist ja in einem pathetischen — ich darf, ohne ein Mißverständnis fürchten zu müssen, vielleicht sagen: in einem poetisch gesteigerten — Stil gehalten. Woraus ist er hervorgegangen? Mich hat die Erscheinung beschäftigt, daß nach den revolutionären Zeiten, die um die Mitte des Jahrhunderts dem monarchischen Gedanken so sehr ins Wanken brachten, es sich nun zeigen konnte, daß in dem zweitgrößten Bundesstaat zwei krante Könige hinter einander auf dem Throne saßen und daß trotzdem die Idee der Monarchie in ihrer Entwicklung noch festere Wurzeln fassen konnte. Ich habe meinen Empfindungen hierüber in dem Augenblick Ausdruck gegeben, in dem man annehmen mußte, es sei eine bedenkliche Wendung in dem Befinden des hohen Herrn eingetreten. Ich habe von Gerüchten geschrieben und habe dabei, wie diese Gerüchte, von Bestialität gesprochen. Daneben habe ich eines von mir als Philosophen und mehr noch als Dichter hoch verehrten Mannes geadacht, ich habe aber nicht die Absicht gehabt, durchblicken zu lassen: um den Einen ist es schade, um den Anderen nicht. Niemand weiß ja, wie sich der unglückliche König entwickelt hätte, wenn das Unheil nicht über ihn hereingebrochen wäre. So thöricht und geschmacklos, zu sagen, um ihn sei es nicht schade, bin ich nicht. Ich habe ausgeführt: Zwei Menschen haben auf Thronen gesessen, der Eine auf dem der Legitimität, der Andere auf dem des Genies. Beider Geist ist durch Krankheit zerstört worden. Nur den Einen überleben bleibende Werke. Ran blickte ich zurück und sagte: Wenn man sich der „Errungenschaften“ des Jahres 1848 erinnerte, so solle man auch bei der Thatfache einen Augenblick verweilen, daß sich die Zeitstimmung so verändert hat, daß man bei der doktrinären Erörterung des monarchischen Begriffes heute kaum noch verweilt, sondern auch unter den schwierigsten Verhältnissen am angestammten Herrscherhaus festhält. Ich bin tief betrübt, daß ich nach fast zehnjähriger publizistischer Thätigkeit eines Vergehens angeklagt werde, dessen man frivole Leute, Gassenbuben, nicht aber ernsthafte Publizisten bezichtigen sollte.

Vorsitzender: Sie konnten diesen Gedanken ja erörtern; wozu aber das Beiwerk, das den Eindruck des Gefachten macht? Für den Ausdruck dieses Gedankens genügt es doch, zu sagen, daß der König von Bayern krank ist; wozu das Eingehen auf Einzelheiten? Zudem sind diese mit einer sichelichen Freude hervorgehoben. Harden: Es handelt sich hier um eine individuelle Art, sich zu geben, um eine Formfrage, und der hohe Gerichtshof wird sich nicht zum Richter darüber aufwerfen können, ob ich die entsprechende Form getroffen habe oder nicht. Ich bin Essayist und bin aus meinem eigentlichen Fach, der Literatur, in die Politik hineingekommen, deren Erscheinungen ich nach bester Kraft literarisch behandle. Zeichen des Aergernisses sind mir nicht kund geworden. Und doch, welcher Mensch erregt nicht Aergerniß, der frei und mannhaft für Das eintritt, was er für richtig hält? Wo kämen wir hin, wenn wir kein Aergerniß mehr erregten? Ich glaube, daß das Aergerniß keineswegs genügen kann, den Unfugparagrafen auf die Presse anzuwenden.

Es werden nun auf Antrag Hardens zwei Artikel aus der „Zukunft“ verlesen, die die monarchische Bestimmung Hardens darthun sollen. In dem einen, „Kaisermandat“ betitelt, findet sich aber gerade wieder eine Stelle über König Otto, von der der Vorsitzende der Anschauung ist und dieser Ausdruck giebt, sie bekunde die gleiche „Frivolität“ des Ausdruckes wie der unter Anklage gestellte Artikel. Harden verweist Dem gegenüber auf sein gutes Gewissen, denn sonst hätte er den Antrag auf Verlesung nicht gestellt, und hebt noch hervor, daß er wohl der einzige

norddeutsche Publizist gewesen sei, der den Prinzen Ludwig nach seiner moskauer Rede gegen die Angriffe der Presse in Schutz genommen habe.

Amtsanwalt Polizeivath Eheberg: Ich möchte mich zunächst gegen Das wenden, was von dem Herrn Angeklagten über die örtliche Zuständigkeit des Gerichtes gesprochen wurde. Seine irrthümlichen Ausführungen scheinen dadurch veranlaßt zu sein, daß er die Bestimmungen des Preßgesetzes auf das nur aus dem allgemeinen Strafgesetzbuch zu ahnende Delikt des groben Unfugs anwendet. Wir haben es mit grobem Unfug, nicht mit einem Preßvergehen zu thun. Es ist kein Spezialdelikt, sondern ein solches nach dem Reichsstrafgesetzbuch. Die Zuständigkeit des münchener Gerichtes unterliegt daher keinem Zweifel. Ich verweise auf das reichsgerichtliche Erkenntniß vom siebenzehnten Juni 1892. Daß grober Unfug durch die Presse verübt werden kann, ist durch die obersten Gerichte wiederholt entschieden worden und ganz zweifellos. Ein Artikel, der geeignet ist, die öffentliche Ordnung zu stören oder die Oeffentlichkeit zu beunruhigen, ist eben grober Unfug. Und ein solcher Artikel ist der des Herrn Angeklagten. Ich glaube nicht, daß es notwendig sein wird, einzelne Stellen besonders hervorzuheben, denn die Gesamtfassung läßt genügend erkennen, von welchem Geist der Artikel beseelt ist. Er verfolgt thatsächlich den ausschließlichen Zweck, in Sensation zu machen und Skandal zu verüben. Es genügt vollkommen, darauf hinzuweisen, daß die Krankheit des Königs in einem Ton behandelt ist, der geeignet ist, die weitesten Kreise zu verletzen. Was den Einwand des Herrn Angeklagten anlangt, der Artikel werde falsch aufgefaßt und seine Absicht werde verkannt, so wird er schon durch die Trivialität widerlegt, mit der über die Krankheit des Königs und über König, Thron, Gottesgnadenthum u. s. w. überhaupt gesprochen ist. Der Herr Angeklagte sagt ferner: „Die mich kennen, und für Die ist eigentlich der Artikel geschrieben, werden nichts dahinter finden.“ Die „Zukunft“ liegt aber öffentlich in Kaffeehäusern auf und der Artikel ist geeignet, zu beunruhigen. Jeder Sag schließt den groben Unfug in sich. Ich beantrage, den Herrn Angeklagten wegen groben Unfugs zu verurtheilen, und zwar wegen der maßlosen Sprache des Artikels zur höchsten zulässigen Freiheitsstrafe von sechs Wochen Haft. (Unruhe.)

Harden: Die Ausführungen des Herrn Vertreters der Anklage geben mir keinen Anlaß, ausführlich darauf einzugehen. Ich habe nicht die Lebensgewohnheit, Menschen, die ich nicht kenne, ohne die Spur eines Beweises der Trivialität und der Skandaljucht zu bezichtigen, und es ist auch nicht meine Gewohnheit, Das als unzweifelhaft hinzustellen, was eben doch sehr zweifelhaft ist. Das trifft so ziemlich alle Ausführungen des Herrn Vorredners, die ja nichts Thatsächliches enthalten. (Weiterkeit.) Es handelt sich hier natürlich um ein Preßdelikt; und ich kann nur nochmals darum bitten, ein bayerisches Gericht möge sich die Schaffung eines Präjudizialles in seiner gewohnten Gewissenhaftigkeit überlegen. Autoritäten wie Dischhausen, der frühere Reichsgerichtsrath Mittelstaedt und fast alle hervorragenden Theoretiker des Strafrechtes behaupten, daß grober Unfug nicht durch die Presse verübt werden kann. Harden verliest ein von Mittelstaedt abgefaßtes Erkenntniß des Reichsgerichtes vom dritten Juni 1889, das einen von der Strafkammer eines Landgerichtes wegen groben Unfugs, begangen durch die Presse, zur Strafe verurtheilten Angeklagten freisprach mit folgender Begründung:

„Wie vom Reichsgericht wiederholt ausgesprochen worden ist, enthält § 360

Nr. 11 des Strafgesetzbuches keineswegs eine allgemeine Strafandrohung gegen jeden störenden Eingriff in die unter dem Schutz der öffentlichen Ordnung stehenden Interessen und Gerechtigkeiten; er verpönt vielmehr nur solche den äußeren Bestand der öffentlichen Ordnung unmittelbar verletzenden Ungehährlichkeiten, durch die das Publikum schlechthin . . . gefährdet oder belästigt und solcher Gestalt der öffentliche Friede im Allgemeinen beanträgt wird. Diese Folgerung ergibt sich, will man überhaupt den Begriff Unfug irgendwie bestimmen, aus der Gleichstellung der beiden Alternativen „ungehährliche Erregung ruhestörenden Lärms“ und „Verübung groben Unfugs“ in der Verbotsnorm. In gleicher Weise, wie ungehährlicher Lärm durch den Gehörsinn auf das Empfindungsleben beunruhigend und belästigend einwirkt, soll jeder andere ähnliche Akt störender Einwirkung auf das Publikum, ohne Beschränkung auf die durch das Ohr vermittelten Eindrücke, als „grober Unfug“ verboten sein. . . . Die Art . . ., wie die Vorinstanz vorliegenden Falls den § 360 Nr. 11 auf einen politischen Zeitungsartikel anwenden will, ist mit den vorentwickelten Grundsätzen unverträglich und kann nicht gebilligt werden. Diese Methode würde in der That dahin führen, was abgelehnt werden muß, daß die ursprünglich nur bußhaften Straßenunfug verbietende Strafnorm eine subsidiäre Strafvorschrift unbestimmtester Allgemeinheit wird, welcher der Strafrichter Alles zu unterstellen befugt ist, was ihm ungehörig erscheint und was doch unter die sonstigen Strafandrohungen mit ihren wohlherwogenen begrifflichen Grenzen nicht paßt. Wäre jede Verletzung der religiösen oder politischen Ueberzeugungen Anderer schon um deshalb „grober Unfug“, weil die Möglichkeit niemals auszuschließen ist, daß solche Verletzungen im Streit der politischen und kirchlichen Parteien zu „Erwiderungen, selbst Gewaltthätigkeiten“ führen, so fiel damit die gesammte politische Tagespresse und die ganze Streifchriftenliteratur, sobald sie in ihren Angriffen gegen die Meinungen Anderer das vom Strafrichter nach seinem freien Ermessen für zulässig erachtete Maß überschreitet, unter die Censur des § 360 Nr. 11 des Strafgesetzbuches. Daß hierfür der in erster Reihe die polizeiliche Ordnung, die äußere Ruhe und den sittlichen Anstand auf den öffentlichen Straßen und Plätzen schützende § 360 Nr. 11 nicht bestimmt ist, bedarf keiner Ausführung.“

Es hat ja später ein anderer Senat ein anderes Urtheil gefällt, aber damit den Gedankengang der ersten Entscheidung nicht desavouirt und eine Plenarentscheidung des Reichsgerichtes ist nicht erfolgt. Schon Ihr früherer Kanzler, der Freiherr von Kreittmayr, wenn ich mich recht erinnere, der Schöpfer des *corpus iuris bavarici criminalis*, hat ja gesagt: „Zwei Fälle gleichen einander selten wie ein Ei dem anderen.“ Das vorgelesene Urtheil deckt sich vollkommen mit meinem Fall. Selbst wenn man sich auf den rigorosesten Standpunkt stellt: was wurde bisher denn als gegen § 360 No. 11 verstößend befunden? Die Belästigung des Publikums durch Vertheilung von Wahlanrufen, Boykottgebote, Wahrsagerannoncen, Verbreitung falscher Nachrichten: Das hat man bisher als groben Unfug bestraft, nicht aber eine publizistische Leistung, die auf einem doch einigermaßen höheren Niveau steht. Ich habe gelesen, daß die Anklage wegen groben Unfugs nur erhoben worden sei, weil man die Ermächtigung zur Verfolgung wegen Majestätsbeleidigung nicht erhalten habe. Ich habe eine zu hohe Meinung von der Anklagebehörde, als daß ich Das glauben möchte. Ich soll also das Publikum belästigt haben. Ja, die „Zukunft“ wird doch Niemandem aufgedrängt, wie soll also von Belästigung die Rede sein, da sie nur Der erhält, der sie um theures Geld kauft?

Beunruhigung soll ich hervorgerufen haben. Ist denn auch nur eine neue Thatfache vorgeführt worden? Alles, was ich sagte, ist wiederholt schon gesagt und geschrieben worden. Selbst die mir unfreundlichen Münchener Neuesten Nachrichten haben erklärt, es seien nur Dinge angeführt, die man bisher schon oft gehört habe. Wenn ich Etwas gesagt hätte in dem Artikel, das Beunruhigung hervorrufen könnte, würde der Herr Vorsitzende ihn nicht so wirksam vor dem überfüllten Saal verlesen haben. Aergerniß? Das Aergerniß-Geben kann keineswegs ausreichen zur Verurtheilung, denn ein Aergerniß ist jeden Augenblick möglich, wo immer Jemand mit einer gewissen Festigkeit und Leidenschaftlichkeit eine Anschauung vertritt, die einem Anderen wider das Empfinden geht. Wenn Aergerniß ein strafbares Delikt ist, dann müssen wir Genossen in der deutschen Presse haben, dann ist der § 360 No. 11 nicht nur eine Strafbestimmung, sondern er wird eine Censur über den Geist und die künstlerische, politische und soziale Anschauung des Einzelnen. Daß ich monarchisch gesinnt bin, besagt Ihnen das Urtheil der berliner Strafkammer, die mir zwar streng, aber gerecht gegenüberstand. In seiner Begründung heißt es: „Der Artikel ist von monarchischen Gedanken durchweht.“ Das ist das Urtheil eines Gerichtes, das meine Thätigkeit in der Nähe zu verfolgen Gelegenheit hatte, — öfter vielleicht, als mir bequem war. Kann ein Mann, der als ein wilder Bismarckianer verschrien worden ist, plötzlich die Institution angreifen, für die er stets eingetreten ist? Oder bin ich etwa Centralist, der mit den Bundesstaaten aufräumen will, um ein Großpreußen zu etablinen? Ich habe stets das Gegentheil vertreten und ich verweise auf meine Verteidigung des Prinzen Ludwig von Bayern, auf den Artikel „Barbarossa“. Das schrieb ich vor zwei Jahren; und heute soll ich dieses Haus, dem ich damals noch meinen Kräften sympathische Worte gesagt habe, hämisch und cynisch behandeln? Ich habe Das nicht gethan. Ich soll verächtlich vom Königthum und von Thronen sprechen; nichts kann mir aber nach dem Vorausgeschickten ferner liegen. Man verkennet meine Anschauungen. Das ist eben eine Folge des ambulanten Gerichtsstandes, der Einen herausreißt aus seinen Fesseln. Man hat mir Sensation und Skandal vorgeworfen. Das ist das Betrübenste für mich, mich hier gegen solche Vorwürfe verantworten zu müssen. Was ist denn Sensation? Wenn eine Zeitung zuerst über ein wichtiges Ereigniß berichtet, so ist Das Sensation, um die sie beneidet wird. Falsche Sensation ist es erst, wenn Unwahres berichtet oder Wahres aufgekauft wird. Welches Motiv könnte ich nun für das Erregen falscher Sensation haben? Mein Blatt wird nur in den gebildeten Kreisen gelesen. Würde ich nicht gerade dort durch able Sensation und Skandal anstoßen? Wenn ich niedrig genug dächte, die Sache von der Seite des Verdienstes zu betrachten: hätten mir die paar Exemplare, die im günstigsten Fall mehr verkauft worden wären, nicht mehr geschadet als genützt? Die Redakteure Ihrer bayerischen Zeitungen, von den „Neuesten Nachrichten“ bis zum „Vaterland“, verstehen nicht, was in dem Artikel beanstandet werden soll. Ich glaube also, daß es nicht möglich ist, hier den Thatbestand des groben Unfugs zu finden, und daß, auch wenn man sich auf den Standpunkt der rigorossten Judikatur stellt, Freisprechung erfolgen muß. Ich bitte um Ihren Spruch.

Das nach dreiviertelstündiger Berathung etwas nach zwei Uhr verkündete Urtheil lautet: Maximilian Harden zc. ist schuldig einer Uebertretung des groben Unfugs und wird deshalb in eine Haftstrafe von vierzehn Tagen und zur Tragung der Kosten verurtheilt. Die Platten und die noch vorhandenen Exemplare der betreffenden Nummer sind einzuziehen und zu vernichten. Die Gründe lauten:

Das Gericht erachtet sich für zuständig gemäß § 7 der R. St. P. O. nach dem geltenden Grundsatz des Gerichtsstandes der begangenen That. Die That, die zur Last gelegt wird, ist grober Unfug, begangen durch die Presse. Ort der begangenen That ist nun für diese überall da, wo eine Verbreitung des Preßzeugnisses stattgefunden hat. Die Druckschrift, die „Zukunft“, ist zur Hinausgabe von Berlin und Leipzig aus an die Sortimenter versandt worden. Es ist der grobe Unfug an allen Verbreitungsorten und hier auch in München verübt worden. Gerade hier, in der Hauptstadt des Landes, dessen König verunglimpft wird, erscheint der grobe Unfug in erster Linie verübt, denn die hauptstädtische Bevölkerung wird dadurch am Nachhaltigsten getroffen. Der Angeklagte ist durchaus nicht in eine Ausnahmestellung gedrängt. Der Thäter des Preßdelictes theilt dieses Schicksal mit dem Thäter anderer Dinge, die an verschiedenen Orten verübt wurden, insbesondere mit dem Thäter des fortgesetzten Delictes. Der Angeklagte beansprucht für sich ein Sonderrecht, wenn er meint, daß die Presse ihren Gerichtsstand da habe, wo ihr Zeugniß erscheint. Die Schaffung eines solchen Sonderrechtes läßt sich diskutieren, es besteht aber nicht nach der gegenwärtigen Gesetzgebung, nach den Vorschriften des § 7. Da hier nun der grobe Unfug als ein fortgesetztes Delict erachtet wird und so mehrere Gerichte im gegenwärtigen Fall zuständig wurden, hat das hiesige Schöffengericht nach § 121 der R. St. P. O. den Vorzug, weil es zuerst die Verfolgung eingeleitet hat. Daß grober Unfug auch durch die Presse verübt werden kann, ist auch im gegenwärtigen Fall zur Anschauung gelangt. Das Gericht hat keinen Anlaß, von der steten Gerichtsprogris hier abzuweichen. Der inkriminierte Artikel giebt noch einem kurzen Rückblick auf das Jahr 1848 dem Gedanken Ausdruck, daß die Anhänger der monarchischen Idee (o nein: die „Königlichen“) so weit waren, zu sagen, daß sogar ein Toller die Königskrone tragen könne. Der stete Vergleich des kranken Königs mit einer ungezügelten Bestie ist noch Ansicht des Gerichtes absichtlich, vom Verfasser gemollt und nicht in letzter Linie hämisch. Nicht die politische Ansicht des Artikels verurtheilt das Gericht, sondern das erwähnte Gebahren. Eine solche Darstellung ist geeignet, in jedem gesitteten Menschen, der in dem Geisteskranken, selbst wenn ihm der lechte Schimmer des Bewußtseins geschwunden ist, noch immer den Menschen sieht, Empörung zu wecken. Das Gefühl des bayerischen Volkes ist dadurch verletzt worden und somit eine Störung der öffentlichen Ordnung im Allgemeinen erfolgt. Nach allen Richtungen hin liegt der Thatbestand des groben Unfugs vor. Bei der Strafzumessung erschien es dem Gericht mit Rücksicht auf den äußerst verletzenden Ton des Artikels unmdglich, auf eine Geldstrafe zu erkennen.

Dieses so begründete Urtheil ist im Namen des Königs Otto von Bayern gefällt worden. Ungefähr um die Stunde, da es verkündet ward, wurde der „Fall Harden“ auch in der bayerischen Kammer beim Justizetat erörtert. Nicht ein einziger Abgeordneter erklärte, er sei durch meinen Artikel „belästigt“, „beunruhigt“, „empört“ oder auch nur in seinen Gefühlen verletzt worden. Der Abgeordnete Dr. Sigl — den ich noch einmal citire, weil er gewiß nicht in den Verdacht kommen kann, Verunglimpfungen bayerischer Institutionen leicht zu nehmen oder für preussische Bewunderer Bismarcks etwa ein besonderes Wohlwollen zu hegen — hielt über das Thema die folgende Rede:

(Parlamentsbericht der Augsburger Abendzeitung.) Der „Fall Harden“ ist von eminenter Tragweite für die bayerische Presse und auch für das Land selbst. Wer Hardens Artikel über den kranken König Otto gelesen hat, wird darin Alles eher finden als einen groben Unfug. Ich selbst kenne Herren und Damen, die beim Lesen des Artikels geweint haben, und mir selbst, der ich gewiß kein allzu zartes Gemüth habe, ist bei der Lecture das Wasser in die Augen gekommen. (Weiterkeit.) Es ist nicht zu begreifen, wie man diesen harmlosen Artikel konfisziiren konnte; es giebt wirklich ganz andere Dinge zu konfisziiren. Einige meinten; man müsse Harden sogar dankbar für den Artikel sein; auch Kollegen in diesem Hause haben die selbe Ansicht ausgesprochen. Ich will das Herz des Herrn Ministers nicht betriben, indem ich mit Erlaubniß des Herrn Präsidenten einige Stellen aus dem Artikel vorlese, aber ich glaube, die Herren würden auf das Tiefste gerührt sein über die wahren Worte, die der Verfasser über den unglücklichen König ausspricht. Es ist darin — und Das mag vielleicht Jemand geärgert haben — am Schluß auch ein Lob für das bayerische Volk ausgesprochen, daß die Treue unwandelbar sei und alle Achtung verdiene, die sich diesen Zustand in Ergebung und Ruhe seit langer Zeit gefallen läßt. Auf den Fall des Königs Otto einzugehen, ist hier nicht der Platz. Es war einmal eine Zeit, wo diese Frage entschieden werden konnte; sie wurde es leider nicht zur Zufriedenheit des Landes. Das Merkmal des groben Unfugs soll doch sein, daß sich Jemand über Etwas geärgert und aufgehalten hat. Ich weiß nicht, ob es Viele gegeben hat, die über diesen Artikel sich ärgerten, aber ich habe irgendwo an einer Stelle den Eindruck gewonnen, daß man unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo so viel über den unglücklichen König geschrieben worden ist, befürchtet hat, es könnte einen äblen Eindruck auf das Volk machen, wenn man diesen Artikel sein ließe, ohne darauf eine Antwort zu geben, und da hat man gemeint, um in dieser Sache Etwas zu thun, müsse man gegen den Artikel vorgehen. Meine Herren! Da hat man das Unrichtige getroffen, denn man hat gerade dadurch auf diesen Artikel erst aufmerksam gemacht, so daß er jetzt von Hand zu Hand geht. Das schadet freilich gar nichts. Aber die Annahme und vielleicht der geheime Wunsch, daß Etwas geschehe, den man ja mehr oder minder vernehmlich ausdrücken kann, hätte nicht entscheidend sein sollen, dagegen vorzugehen. Ich bedauere, daß vom Herrn Justizminister, der als Staatsmann und Minister ja die Tragweite dieser Sache kennen wird und kennen muß, nicht ein Korrektiv gegeben wurde gegenüber einem staatsanwaltschaftlichen Vertreter. Die Staatsanwälte stehen ja bekanntlich unter dem Justizministerium und es steht dem Minister jederzeit frei, diesem oder jenem Staatsanwalt einen Wink hinunterkommen zu lassen, daß er Das oder Jenes thue oder unterlasse. Ich bedauere, daß Dies nicht geschah. Es wird damit dem bayerischen Volk eine böse Suppe eingebracht. . . Es ist ein Fehler, daß man gerade gegen den berliner Schriftsteller Harden vorging, der wohl so ziemlich der Einzige ist, der Bayern bisher seine Rechte gelassen hat und sie auch in Zukunft vertheidigen wird wie irgend Einer, besser vielleicht als Mancher von Ihnen und ich selbst. Ich erinnere daran, wie Harden sich des Prinzen Ludwig nach seiner mostauer Rede auf das Wärmste angenommen hat. Das sollte man nicht dadurch vergessen, daß man ihn vor die bayerischen Gerichte stellt. Das ist ein Fehler, der in seinen Folgen verhängnißvoll werden kann. Welcher ausländische Schrift-

steller soll sich da noch um bayerische Sachen wohlwollend annehmen, wenn ihm Das so gelohnt wird? Es ist keine Kleinigkeit, von Berlin aus den weiten Weg hierher zu machen und sich am Ende noch einen Advokaten zu nehmen. . . Es hat eine Zeit gegeben, wo die bayerische Regierung nichts davon wissen wollte, daß der Grobe Unfug-Paragraph, über dessen Unsinn sich ja schon so Viele verurtheilend ausgesprochen haben, auch auf die Presse angewendet werde. Mir wurde Das wenigstens gesagt und ich kann dafür ein drastisches Beispiel von mir selbst vorbringen, wenn es gewünscht wird. . . Soll ich den Fall erzählen? (Weiterkeit.) Ich hatte einen Artikel geschrieben, in dem einige historische Wahrheiten enthalten waren, wurde aber dafür von einem sehr eifrigen Amtsrichter wegen groben Unfugs zur höchsten Strafe verurtheilt. Ich hatte darin gesagt, daß mit der Königin Marie viele Norddeutsche nach München gekommen seien . . . (Präsident: Auf dieses Thema bitte ich doch nicht einzugehen. Wir sind doch beim Fall Harden.) Ich habe appellirt und wurde dann zu 100 Mark verurtheilt. Dann wurde mir aber gesagt: Machen Sie eine Eingabe um Begnadigung, denn die Regierung will öffentlich zeigen, daß sie von der Anwendung des Groben Unfug-Paragraphen auf die Presse nichts wissen will. Das sagte der damalige Polizeipräsident von Müller. Ich weigerte mich anfänglich, wegen dieser 100 Mark eine Eingabe zu machen, ließ mich aber dazu bestimmen, im Interesse der Presse und auch, weil ich dem Ministerium dienen wollte. Nicht ich habe die Eingabe gemacht, sondern der Polizeidirektor selbst; ich wurde dann auch begnadigt. Die Sache hat aber noch eine andere Tragweite. Wenn man so mit Hilfe eines münchener Gerichtes gegen einen berliner Journalisten vorgeht, so werden sich Das die Preußen nicht zweimal sagen lassen und werden auch bayerische Redakteure zu sich einladen. (Weiterkeit.) Das ist eine Lebensfrage für unsere Redakteure. Das ist dieser bödsartige ambulante Gerichtsstand der Presse, der gegen jedes Rechtsbewußtsein des Volkes ist. In dem Gesetz ist bestimmt, daß Keiner seinem ordentlichen Richter entzogen werden soll, aber nicht, daß ein berliner Redakteur von einem beliebigen bayerischen Gericht abgeurtheilt werden soll, wo man über diesen und jenen Fall eine ganz andere Meinung hat als in Berlin, oder ein bayerischer Redakteur in Buzschude oder Stettin, wo man auch wieder anders denkt und urtheilt als hier bei uns. Als es sich im Reichstag um die Sache handelte — ich bedauere, daß der Freiherr von Stauffenberg nicht da ist, er war dabei —, wurde erklärt, es brauche im Gesetz nicht ausdrücklich gesagt zu werden, daß ein Preßprodukt an dem Ort des Erscheinens abzuurtheilen sei, weil sich Das von selbst verstehe. Es ist doch ein Unbding, wenn man einen bayerischen Redakteur, der Dinge behandelt, die vielleicht manchem preußischen Herrn nicht gefallen, in Preußen aburtheilen läßt, wo man ganz anders denkt und fühlt als ein bayerischer Redakteur (Weiterkeit), und ihn da der sicheren Verurtheilung entgegenführt. Da sollte sich die bayerische Regierung auch einmal gegenüber der preußischen Regierung auf die Hinterbeine stellen und eine authentische Interpretation verlangen. Ich berufe mich auf Bismarck nicht gern, aber in diesem Punkte ist er mein Mann. Er war gerecht und billig genug, einzusehen, daß Dies nicht geht, und er hat niemals, obwohl er dabei sicher gewesen wäre, eine Verurtheilung zu erzielen, wegen Beleidigung seiner Person einen bayerischen Redakteur vor ein berliner oder preußisches Gericht citirt, auch nicht, nachdem die bayerischen Schwurgerichte

die Preßsänder, wenn sie gegen die geheiligte Majestät des Fürsten Bismarck sich verfehlt hatten, mehrmals freigesprochen hatten. Caprivi hat es allerdings einmal im Falle Thüngen anders gemacht, aber Alles war einig in der Verurtheilung dieses Vorgehens. Warum soll es jetzt anders sein? Weßt jetzt ein anderer, mehr preußischer Geist? Das Probirlandl Baden ist hier bahnbrechend gewesen für gewisse preußische Wünsche. (Präsident: Ich bitte den Redner, doch nicht die rein politische Seite, sondern nur den Fall Harden selbst zu besprechen.) . . . Ich glaube, meine Herren, Sie werden Alle überzeugt werden, wenn Sie den Artikel „König Otto“ lesen, daß in ihm kein grober Unfug enthalten ist. Sie werden sich auch überzeugen, daß der Grobe Unfug-Paragraph auf die Presse nicht angewendet werden kann. Diese Anschauung ist richtig, denn der Redakteur, der einen Artikel schreibt und vielleicht sich etwas drastisch ausdrückt, kann nicht entfernt mit Buben, die Spektakel machen und Fenster einwerfen, gleichgestellt werden.

. . . Prinz Otto von Bayern wurde vor siebenundzwanzig Jahren unter Kuratel gestellt. Ueber seinen Zustand besteht im bayerischen Volk nicht der geringste Zweifel, — auch in den Schichten nicht, deren Bildungsstand zur Lecture der „Zukunft“ nicht gerade geeignet macht. Eben so wenig kann heute noch ein Zweifel darüber herrschen, daß man in einem Geisteskranken nicht, nach der alten katholischen Anschauung, einen Besessenen, vom Teufel Heimgesuchten, zu sehen hat, sondern einen Kranken, dessen Leiden Mitleid wecken muß. Die Richtigkeit keiner der von mir angeführten Thatsachen ist bestritten, der Versuch, für die „Beunruhigung und Belästigung des Publikums als solchen“ einen Beweis zu erbringen, ist nicht unternommen worden. In einem überfüllten Saal wurde der inkriminirte Artikel verlesen; kein Zeichen des Aergernisses war hörbar oder sichtbar; und als der Amtsanwalt den Strafantrag stellte, zeigte das Publikum seinen Unwillen so deutlich, daß der Vorsitzende drohte, den Saal räumen zu lassen. Vertreter aller bayerischen Parteien haben erklärt, der Artikel habe sie nicht in ihren monarchischen Gefühlen oder in ihrem Stammesempfinden verletzt. Trotzdem bin ich zu einer Strafe verurtheilt worden, die als gerechte Ahndung bubenhafter Vergehen gilt, verurtheilt von einem Richter, der mich, mein Streben und meine politischen Ansichten nicht kennt, und von zwei gewiß sehr ehrenwerthen Schöffen, die ohne wahrnehmbare Regungen der Theilnahme der Verhandlung bewohnten. Ob das Königreich Bayern nun gerettet, ob der arme Otto vor weiteren „Verunglimpfungen“ geschützt ist und ob die Erhalter des Staates Ursache haben, mit der neuesten Frucht ihrer Kriminalpolitik zufrieden zu sein? Das bayerische Volk hat das furchtbare Unglück, zwei geistesranke Könige auf dem Thron zu sehen, mit bewundernswerther Geduld ertragen und damit einen merkwürdigen Beweis monarchischer Gefinnung gegeben. Wir wollen abwarten, welche Wirkung der Versuch haben wird, durch Strafandrohungen es zur Ehrfurcht vor dem entmenschten Kranken von Fürstenried zu erziehen.



Die Agave.

Sieh: Wie glänzt das Meer . . . !

Tiefblau liegt es da unter dem hohen wolkenlosen Himmel, an dem die Sonne in glänzender Pracht strahlt. Die Luft ist still und warm, nur hin und wieder streicht ein kühler Hauch vom Wasser über die hohe felsige Küste in das Land hinein; dann zittern die empfindlichen Zweige der graugrünen Olivenbäume und erglänzen wie flüssiges Silber; und die Weinreben, die sich von einem Baume zum anderen ziehen und schläfrig herunterhängen, wachsen auf und werden lebendig.

Tiefblau liegt das Meer da und groß und still, aber die felsige Küste, die sich ihm entgegenstellt, fühlt die Kraft, die in seiner Tiefe wohnt. Wenn die weichen Schwingungen der weiten Fläche die steile Felswand erreichen, dann bäumt sich plötzlich das Wasser auf, steigt und prallt gegen die Felsen, daß der Schaum zum Himmel spritzt. Horch: wie das Meer braust!

Dicht am Rande der jäh abfallenden Küste liegt verfallenes Gemäuer, die Ruine eines alten Klosters. Einige Wände mit leeren Fensterhöhlen stehen noch aufrecht, aber sie tragen kein schützendes Dach mehr. Eulen und Fledermäuse nisten in den dunklen Ritzen der dicken Mauern und großblättriger Epheu weht ungestört sein grünes Kleid um das Gestein. In dieser Ruine, dicht an der verwetterten Mauer, die von steiler Höhe hinabsieht auf das Meer, stand eine Agave. Sie war kräftig gebaut und hatte schöne helle Streifen an den Rändern der stacheligen Blätter. Ringsum, wohin sie auch blickte, umgab sie totes Gestein; aber sich sah sie ein Stückchen blauen Himmels und unter sich sah sie grünes Gras aus den Ritzen des steinernen Fußbodens wachsen und sich ausbreiten. Es war eine tiefe Einsamkeit. Erst abends, wenn die Agave einschlief, wurde es in dem Eulenneste lebendig, das eine Oeffnung in der Mauer barg.

Die Agave stand regungslos; sie wuchs so langsam, daß sie es selbst gar nicht merkte; traumverloren blickte sie in die blaue Luft hinein, ohne Wunsch und ohne Klage; sie wußte nicht einmal, daß sie lebte, so träumerisch war sie.

Da kam der Winter. Es stürmte in der einen Nacht, daß das alte Gemäuer krachte, Steingeröll polternd herabfiel und die Quaderwand, an der die Agave stand, schwankte. Kein Stern war an dem bewölkten Himmel zu sehen. Die Agave hörte den Sturm zum ersten Male und lauschte mit heimlichem Erschauern auf das gewaltige Lied; sie war erschrocken, geängstigt und doch war ihr wonnevoll zu Muth. Und wenn der Sturm schwieg, dann — was war Das nur? — dann vernahm sie ein dampfes Brausen, das aus der Ferne heranzog, immer lauter wurde und endlich ganz in der Nähe zu

donnerähnlichem Getöse anschwell. Was war Das? Die Agave lauschte abwechselnd dem Sturme und dem donnernden Getöse, bis der Morgen graute; dann legte sich der Wind. Da sah sie plötzlich einen Schatten über sich — es huschte durch die Luft — da noch einmal — jetzt sah sie es deutlich: es war ein großer, schneeweißer Vogel, der sich in die Fensteröffnung in der Mauer zu Häupten der Agave setzte. Er ließ die Flügel hängen und schloß die Augen, als sei er todesmatt. Die Agave beobachtete ihn unverwandt, ob er auch nicht wieder fortflöge; aber er blieb sitzen, öffnete nach einer Weile die Augen und sah zu ihr hinunter. „Bitte, fliege nicht weg“, rief sie angstvoll zu ihm hinauf, „bleibe hier, ich bitte Dich sehr.“

Der weiße Vogel ließ sich auf einen vorspringenden Stein gerade neben der Agave nieder. „Ich kann noch nicht fliegen“, flüsterte er, „ich bin erschöpft und werde wohl sterben, denn ich bin zu matt, um Nahrung zu suchen.“

„Nein, nein“, rief die Agave erregt, „Du darfst nicht sterben und Du darfst nicht fort, rize mit Deinem Schnabel meine frischen jungen Blätter auf und trinke den Saft, — nur fliege noch nicht fort!“ Der weiße Vogel that, wie die Agave ihm sagte, und wunderte sich, wie weich und vollsaftig die Blätter waren, die so unwirthlich hart und stachelig ansahen. Der Saft stärkte ihn, er fühlte, wie neue Kraft ihn durchdrang, schüttelte sein Gefieder, glättete es mit dem Schnabel und sah sich um. Die Agave war ganz in seinen Anblick versunken. „Wie schön Du bist!“ rief sie nun in Bewunderung. „Woher kommst Du?“

„Ich bin eine Röhre“, war die Antwort, „und komme weit her übers Meer. Der Sturm hat mich gefaßt und hierhergehert; es war eine gefährliche Reise.“

Die Agave durchschauerte es. „Ach, erzähle mir davon“, bat sie, aber die Röhre überhörte ihre Bitte und fuhr fort: „Wird Dir die Zeit nicht lang in dieser Gruft? Du stehst ja hier wie in einem Gefängniß.“

„Nein“, meinte nachdenklich die Agave, „ich gebe nicht Acht auf die Zeit, ich habe immer hier gestanden und entbehre nichts; auch sehe ich den blauen Himmel, die goldene Sonne und das grüne Gras, — ist Das nicht schön?“

„Das fragst Du, weil Du das Meer nicht kennst“, rief lebhaft die Röhre. „Ich komme eben über das große Wasser her, ich kenne es! Hier ist Alles stumm und starr und öde und gleichförmig zum Ersticken, immer siehst Du das graue Gemäuer und das selbe Stück Himmel und das selbe Gras, — Das ist ja ein Grab hier, Das ist der Tod! Aber das Meer ist das Leben, unerschöpflich, unergründlich, unfaßlich, ewig wechselnd, ewig schön. Jetzt ist der Sturm vorbei, aber das Meer tobt noch fort, die Wellen thürmen sich auf und kommen heran, der obere Rand hebt sich, kräuselt sich, — nun schlägt

er im weiten Bogen vorüber, ich aber fliege jauchzend unter dem Bogen durch die Woge hindurch, ohne daß sie mich verschlingt. Da gißt, athemlos Acht zu geben, denn Alles kommt auf den rechten Augenblick an. Ich sage Dir, es ist wunderbar, jauchzend zwischen Leben und Tod zu schweben! Faßt mich die Woge, so bin ich verloren. Dann gehts erst in die gurgelnde Tiefe und dann gegen die felsige Küste. Das Wasser prallt dagegen, zischt und leckt hinauf, so weit es kann. Aber immer muß es wieder zurück, woher es kam. Hörst Du, wie das Meer braust?"

„Ich höre.“

„Das ist die Brandung, sprühender weißer Schaum, der hoch zum Himmel springt. Schade, daß Du nicht groß genug bist, um durch die Maueröffnung hinauszusehen! Aber das Meer ist auch schön, wenn es still ist; dann liegt es da wie ein glänzender Spiegel, in dem Sonne, Mond und Sterne sich besehen. Wo dann ein Felsen aus dem Wasser ragt, den die Sonne wärmt, da sammeln wir uns und erzählen von unseren Reisen und dann kommen die Delpnine und die Nixen und Meerfrauen und hören zu. Ich kann auf dem Meeresgrunde die Korallenschlöffer sehen, in denen sie wohnen und ihr rothes Gold und ihr Geschmeide bergen. Wenn die Nacht sinkt, schmücken sie sich, kommen herauf und tanzen ihre Reigen, — und dann leuchtet das Meer und das Geschmeide bligt, als sprühten die Wellen Funken.“

Die Wöwe schwieg plötzlich und rocte den Hals, als horche sie auf. „Bitte, fahre fort“, bat zitternd vor Erregung die Agave, aber da flogen drei weiße Vögel laut kreischend über das Gemäuer. „Ich komme!“ rief die Wöwe, „ich komme“, — breitete ihre schimmernden Flügel aus und war verschwunden.

Die Agave hätte sich am Liebsten mit einem Ruck losgerissen und wäre mit der Wöwe hinausgeflogen über das Meer; aber mit allen Wurzeln war sie in der Steingruft festgewachsen; und da blieb sie stehen. Alles war und blieb, wie es immer gewesen. Der blaue Himmel lachte in die Ruine hinein, das grüne Gras sproßte zwischen den Nixen der Steinplatten und großblättriger Epheu wob sein grünes Kleid weiter um das verfallene Gemäuer. Alles war wie sonst und doch erschien der Agave Alles verändert. Das Gras dünkte sie fahl, das Stück Himmel über ihr klein und dunkel, das Gemäuer wie eine Gruft. Nur der Stein, auf dem die Wöwe gefessen hatte, war ihr lieb. „Wahrlich, ich bin hier in einem Gefängniß“, seufzte sie, „die Wöwe hatte Recht, ja, ich bin lebendig begraben . . . ach, und draußen wogt und brandet das Meer, die kühnen, freien Wöwen fliegen durch die Wellen und schweben jauchzend zwischen Leben und Tod! Horch: da höre ich die mächtigen Wasser kommen, sie bänunen sich auf und jetzt, . . . jetzt prallen sie gegen die Felsenwände, daß der weiße Schaum gen Himmel springt. Wie das Meer

braust! Und ich bin hier vergessen und verloren, bin tot, ohne gelebt zu haben" . . . So härmte und grämte sich die Agave, bis ihre hellgeränderten Blätter schlaff zu Boden hingen; sie schlief nicht mehr, sondern horchte im wachen Traum auf die Meeresbrandung und wiederholte sich die Erzählung der Nöwe. „Wie könnte ichs nur anfangen, durch die Oeffnung in der Mauer zu sehen?“ Das war dann stets ihr leyter Gedanke; und eines Abends, als die alte Eule ausslog, sagte die Agave Muth und rief ihr zu: „Weiser Vogel, hilf mir mit Deiner Erfahrung, rathe mir! Ich verzehre mich hier in der Gruft, — wie fange ichs an, daß ich bis zu der Oeffnung hinaufwache und das Meer sehe?“

Die Eule schloß die Augen, zog einen Fuß hinauf und dachte nach. „Du dauerst mich“, sprach sie endlich; „muß es denn sein?“

„Ich verstehe Dich nicht“, klagte die Agave.

„Ich will sagen, mußt Du denn das Meer sehen? Kannst Du nicht so weiter leben wie bisher? War es nicht schön?“

„Ich weiß es nicht.“ Die Agave sagte es so tonlos und traurig, daß die Eule Mitleid fühlte. „Ich weiß nur, daß ich tot bin, ohne gelebt zu haben. Hilf mir, weise Eule, hilf mir, daß ich das Meer sehe, oder reiße meine Wurzeln aus dem Boden, daß ich verrotzne!“

Die Eule sah die Agave tiefernst an, schüttelte den klugen Kopf, überlegte lange und ließ sich dann vernehmen: „Es giebt wohl ein Mittel, Du kannst das Meer sehen, aber — es kostet Dich das Leben. Wenn Du blühst, so ist, als ob Dir Schwingen wüchsen, ein kräftiger Blütenstiel steigt aus Deinem Herzen hoch empor und die weißen Blumen breiten sich daran nach rechts und links aus. Aber wenn die Blüthe abstirbt, stirbst auch Du.“

„Ich will blühen! Ich werde blühen!“ jauchzte die Agave, „und wenn ich zehnmal sterben müßte!“ Und als der Sommer kam, blühte sie. Aus ihrem Herzen stieg ein mächtiger Blüthenschaft auf und erreichte die Oeffnung in der Mauer. Da sah sie das weite blaue Meer, groß und still, und die jäh abfallende Kräfte, die sich rechts und links hinzog, und sie sah Felsen aus dem Wasser ragen und die weißen Nöwen darauf horsten; und abends sah sie die Ripen und Meerfrauen in den Wellen sich wiegen und sah ihr funkelndes Geschweide im Wasser leuchten. Ja, Das war das Meer! Das war das Leben! O wie schön war es! Und nun würde sie jauchzen in stürmischem Entzücken, wie die Nöwe, wenn sie durch die Welle steigt . . . aber sie schaute und schaute selbstvergessen all die Schönheit und plötzlich überkam sie eine unsäglich Traurigkeit, als ob ihr das Herz bräche. „Ach“, dachte sie, „davon hat mir die Nöwe nichts gesagt, daß die Schönheit, daß das Leben zum Sterben traurig macht! Ich wollte jubeln, — und nun muß ich weinen, weinen . . . Aber ich klage nicht.“

Als ihre Zeit um war, schlossen sich die tiefen Blüthenaugen nach und nach, es wurde dunkel um sie her. Nun kommt der Tod, dachte sie, und wartete still und gelassen. Die alte Eule setzte sich abends einmal in die Maueröffnung neben sie und sagte betrübt: „Mir ist's leid um Dich, aber ich kann's nicht ändern; zürne mir nicht.“

„Ich danke Dir“, flüsterte die Agave; „mein Sehnen ist gestillt, ich habe das Meer gesehen . . . Wenn die weiße Möwe wiederkäme, die ich getränkt habe, — willst Du sie von mir grüßen?“

Capri, Pensione delle Sirene.

Elisabeth Snauck-Kühne.



Frühling.

Soldig weht der Mittagsstrahl
Durch die grünen Laubengänge
Und die thöricht süße Qual
Rührt in Blüthen ohne Zahl
Leise Frühlingsglockenklänge.

Kirsch- und Mandelblüthen wehn
Von den schneebewölkten Zweigen
In der Flocken Wirbeldehn
Siehst Du blasse Blumenfeen
Lieblich grüßen sich und neigen.

Frühling ist ein festes Blut —
Auch das Kirchlein dort umglänzt er;
Und da Alles betend ruht,
Wirft er seine schönste Gluth
Durch die bunten Bogenfenster.

Trost.

Es starrt der See,
Die Winde schweigen
Und von den Zweigen
Stäubt der Schnee.
Das Leben fern,
Die Welt versunken —
Das Herz umspannt
Es trüb und zag . . .
Siehst Du den Stern,
Den Stern dort funkelt —
Gieb mir die Hand:
Er kündet den Tag.

Hamburg.

Theodor Suse.



Gravitation und Levitation.

Wie sich ein Forscher zu einer unbegreiflichen Erscheinung stellt, hängt ganz davon ab, ob er von sich oder von der Natur eine große Meinung hat. Der Eine verwirft überhaupt Alles, was in sein System nicht paßt, und wenn er mit der Nase auf eine solche Thatsache stößt, wird er nicht etwa sein System korrigiren, sondern die Thatsache mit Verachtung behandeln; der Andere wird sie zwar aufnehmen, aber gleich einem lästigen Eindringling, den er nicht abweisen kann, und nur der wahre Forscher wird sich sogar bemühen, Erscheinungen zu finden, die ihm Gelegenheit geben, sein System umzuwandeln. Um diese verschiedenen Geistesdispositionen durch Aussprüche von Forschern zu erläutern, will ich solche neben einander stellen:

Die medizinische Akademie
in Paris.

„Wir haben diejenigen Thatsachen vernachlässigt, welche selten, ungewöhnlich, wunderbar sind, z. B. die Wiedererweckung konvulsivischer Bewegungen beim Hinhalten des Fingers oder eines Conductors durch eine . . . Thür oder Mauer hindurch . . . Wir glaubten unsere Aufmerksamkeit nicht richten zu sollen auf seltene, ungewöhnliche, außerordentliche Fälle, die allen Befehlen der Physik zu widersprechen scheinen.“¹⁾

Birchow.

„Man freut sich nicht, eine neue Erscheinung zu sehen; im Gegentheil, sie ist oft peinlich.“²⁾

Herschel.

„Seine (des vollkommenen Beobachters) Augen werden stets geöffnet sein, um sogleich auf jedes Ereigniß zu stoßen, welches nach den angenommenen Theorien nicht hätte eintreten sollen; denn diese Thatsachen sind die Anfänge neuer Theorien.“³⁾

Als nun in neuerer Zeit immer häufiger die Levitation beobachtet wurde, da stieß diese Thatsache auf jene Geistesdisposition, die die häufigste und für den Fortschritt schädlichste ist und die durch den angeführten Ausspruch der pariser Akademie gekennzeichnet ist. Man untersuchte nicht, man verwarf die Thatsache als unmöglich. Wenn man nun für die unabweisbare Untersuchung den einzig richtigen Ausgangspunkt nimmt, nämlich die Gravitation, so ergibt sich zunächst, daß die Levitation, d. h. die Aufhebung der Schwerkraft eines irdischen Körpers, sogar eintreten müßte, wenn wir die Erde, sein An-

¹⁾ Rapport des Commissaires de la Société royale de Médecine pour faire l'examen du Magnétisme animal. 21. — ²⁾ Birchow: Ueber Wunder. 23. — ³⁾ Herschel: Einleitung in das Studium der Naturwissenschaft. 104.

ziehungcentrum, beseitigen könnten. Das geht aber nicht an; also könnte Levitation nur durch eine Kraft besorgt werden, die, der Anziehungskraft der Erde entgegengesetzt, sie überwindet. Die Frage, ob es solche Kräfte giebt, ist zum Glück dem Zweifel entzogen. Die Natur selbst bietet uns Beispiele. Wärme dehnt aus, d. h. unter dem Einfluß der Wärme wird die Kohäsion der Atome eines Körpers, d. h. ihre gegenseitige Anziehungskraft, vermindert und aufgehoben. Lehrreicher noch ist das Beispiel des Mineralmagneten. Der Magnet, der ein Stück Eisen trägt, überwindet dessen Schwerkraft. Wenn man zwischen zwei starke Magnete eine Glasröhre bringt, in die eine eiserne Kugel hinabgelassen wird, so schwebt diese frei in der Röhre. Der Magnetismus zeigt also, wie auch bei der magnetischen Abstoßung, einen Gegensatz zur Schwerkraft. Nun hat vor hundert Jahren Mesmer eine neue Kraft entdeckt, deren Quelle der menschliche Organismus ist und die er „thierischen Magnetismus“ nannte, weil er bemerkenswerthe Analogien zwischen ihr und dem Mineralmagnetismus fand, z. B. die Anziehung und die Wirkung von Strich und Gegenstrich. Diese Analogien lassen vermuthen, daß auch der thierische Magnetismus der Schwerkraft entgegenwirken, d. h. Levitation herbeiführen kann. Selbstverständlich kann von Levitation nicht nur dann gesprochen werden, wenn ein Körper der Schwerkraft entgegen senkrecht in die Höhe gehoben wird, sondern jede Bewegung nach irgend einer Richtung, wobei erst die Schwerkraft überwunden werden muß, kann als Levitation bezeichnet werden; ja sogar das Unterbleiben einer Bewegung, die zu erwarten wäre, so z. B. daß, wie Gmelin erzählt, ein Geldstück auf der Stirn eines mit Kopfschmerz Behafteten gegen das Gesetz der Schwere hängen blieb.⁴⁾

Vor hundert Jahren hat Petetin Versuche mit Kataleptischen angestellt. Wenn er seine Hand über der Hand der Versuchspersonen auf einen Zoll Entfernung hielt, so hob sich diese und folgte mit dem Arm dem langsam zurückweichenden Operator.⁵⁾ Die Physik des Mesmerismus hat eigentlich erst Reichenbach geschrieben und erst bei ihm finden wir ausführlichere Versuche. Er sagt: „Es giebt in der Lehre vom Od gewisse eigenthümliche Arten von Anziehung und Abstoßung, die seine Pole vereinen und trennen. Läßt man einen Sensitiven seine Linke flach ausstrecken, die Reiche abwärts gekehrt und mit dem Erdboden horizontal parallel, und nähert ihr von unten her die Fingerspitzen der rechten Hand, so bekommt seine ausgestreckte ein Gefühl von Schwere, sie will sinken, sie wird wie herabgezogen. Nähert man ihr dagegen die Fingerspitzen der linken Hand, so empfindet er Alles umgekehrt: es bemächtigt sich der Hand ein Gefühl von Leichtigkeit, sie will aufwärts, sie

⁴⁾ Perty: Die mystischen Erscheinungen. I. 271. — ⁵⁾ Petetin: Mémoire sur la découverte des phénomènes que présentent la catalepsie et le somnambulisme. I. 21.

wird wie hinaufgehoben, — Alles überaus schwach und zart, gleichwohl aber deutlich und bei allen Sensitiven gleich, wosfern sie nicht allzu nieder sensitiv sind. Nimmt man die nämlichen Versuche mit der anderen, der rechten Hand des Sensitiven vor, so ergeben sich alle die selben Gefühle, nur mit umgekehrten Werthen . . . Gleichnamige Glieder stoßen also einander ganz schwach ab, ungleichnamige ziehen einander eben so zart an; im einen Fall addiren diese Erscheinungen zur natürlichen Schwere der Hand und verstärken sie also; im anderen subtrahiren sie davon und erleichtern sie.⁶⁾ Reichenbach hat nachgewiesen, daß diese Anziehung und Abstoßung auch durch leblose Obpole sich bewerkstelligen lassen; und daß man durch Kristallpole und Magnetpole die selben Erscheinungen erhält wie durch Fingerspitzen.⁷⁾ Ähnliche Versuche machte er mit anderen Obquellen, dem Sonnenlicht, mit Pflanzen und amorphen Körpern.⁸⁾ Merkwürdig ist sein Versuch, in dem der menschliche Magnetismus mit dem Mineralmagnetismus in Opposition tritt: „Ich gab dem Herrn Leopolder, Mechaniker in Wien, jetzt an der Universität zu Lemberg, einen kleinen Stabmagnet auf die rechte Zeigefingerspitze. Er war 5 Zoll lang und hatte $\frac{1}{16}$ Quadrat Zoll Querschnitt. Auch er bewegte und drehte sich einwärts gegen den Leib auf beiden Fingern, rechter wie linker Hand. Dazu gestellte sich aber hier eine neue Wahrnehmung, die für die gegenwärtige Untersuchung von steigendem Interesse ist. Der Stabmagnet drehte sich einwärts unter allen Umständen, mochte sein Träger gegen den Horizont jede Richtung einnehmen, die irgend möglich war. Saß er also so, daß er mit dem Antlitz gegen Süd gerichtet war, und hatte den Stab auf dem rechten Zeigefinger in der Parallele liegen, den gen Nordpol des Magnets gegen West gerichtet, so mußte dieser nach Nord streben, die magnetische Kraft zog ihn gegen den nördlichen Erdpol, sobald diese stark genug war, seine Reibung auf dem Drehpunkt, seiner Unterlage, d. h. der Fingerspitze, zu überwinden. Geschaß Das nun, brachte die Drehkraft den Stab durch Ueberwältigung der Friktion in Bewegung, so hätte der gen Nordpol des Stabes sich nach Nord drehen sollen, er that es aber nicht, sondern drehte sich nach Süd, seiner natürlichen Polarattraktion direkt zuwider, sein gen Südpol aber wandte sich ruckweise dem Leib seines lebendigen Trägers, d. h. dem Erdnordpol, zu. Der Magnet wurde also, weit entfernt, seiner magnetischen Anziehung zu gehorchen, von der Drehkraft (obischer Anziehung und Abstoßung) überwunden und wider seine innerste Natur zur Bewegung nach verkehrten Polen vergewaltigt. So groß also und so entschieden eigenthümlich und selbständig ist die Kraft, die wir hier in Untersuchung haben, um so Vieles stärker ist unter vorliegenden

⁶⁾ Reichenbach: Wer ist sensitiv, wer nicht? 34. — ⁷⁾ Der sensitive Mensch. I. § 447 bis 456. — ⁸⁾ Die obische Höhe. 83 bis 85.

Umständen die (obische) Drehkraft als die magnetische Drehkraft, daß sie den Kampf mit dem ihr unmittelbar widerstrebenden Magnetismus aufnimmt und siegreich aus ihm hervorgeht . . . Das Ergebniß war unter dem Einfluß aller der Himmelsrichtungen das selbe und in jeder Wiederholung mit vielen anderen Sensitiven und anderen Stabmagneten stets gleich.⁹⁹⁾

Vielfach modificirt ergaben diese Versuche das gleiche Resultat. Niedere Sensitive brachten diese Bewegungen gar nicht hervor. Manche hatten Tage, auch Stunden, wo die Drehungen periodisch stattfanden.¹⁰⁾ Zusammenfassend sagt Reichenbach: „Wir gewahren eine unbekannte Kraft, welche bei Sensitiven, aber auch nur bei Sensitiven, sich kundgiebt, Nichtsensitiven aber zu mangeln scheint . . . Sie wird konzentriert durch Vereinigung mehrerer Kraftquellen, reichlicher ausgegeben von höheren Sensitiven, kann angeschwemmt werden durch obische Hemmungen bis zur Erzeugung von Uebelbefinden, Ohnmachten und Krämpfen. Geschwächt werden ihre Aeußerungen durch Alles, was die obische Entwicklung schwächt, durch Entgegenstellung ungleichnamiger Pole . . . Diese (hemmenden Wirkungen) sind nicht stetige, sondern erfolgen stoßweise.“¹¹⁾

Da nicht nur für den Zweifler Versuche an leblosen Gegenständen von beträchtlich größerer Beweiskraft sind, muß ich nun zu solchen übergehen und zu diesem Zweck das Gebiet des Spiritismus streifen. Doch kann ich dem Leser zur Beruhigung sagen, daß es sich zunächst gar nicht um Geister handelt, sondern um eine aus den Medien entlehnte Kraft, also um ein vernachlässigtes Kapitel der Anthropologie. Beim Tischrücken leisten sogar alle Betheiligten einen Beitrag zu dieser Kraft.

Wenn das Tischrücken in Reichenbachs Dunkelkammer vorgenommen wird, ist es mit Lichtphänomenen verbunden.¹²⁾ Die Tischplatte überzieht sich mit einer leuchtenden Lohe und zugleich treten die Schwankungen, das Fortrücken und Sicherheben des Tisches ein; der animalische Magnetismus zeigt sich also auch hier als bewegende, der Schwerkraft entgegengesetzte Kraft. Sehen wir uns nun einige Leistungen dieser Kraft gegenüber der Gravitation an. In einer Sitzung wurde ein großer Speisetisch auf eine Wage gestellt, die ein Gewicht von 121 Pfund angab. Auf Wunsch sank sein Gewicht auf 100, dann 80 und 60 Pfund; und wieder auf Wunsch stieg es auf 130 bis 144 Pfund. Die Veränderung des Gewichtes trat in je 3 bis 8 Sekunden ein.¹³⁾ Professor Butlerow hat auch diese Kraft konstatirt, die sich mit der Schwerkraft bald verbindet, bald ihr entgegen wirkt. Er nennt es eine wenig exakte Bezeichnungweise, wenn man von einer „Veränderung des Gewichtes“ spricht. „Keiner von uns hat natürlich jemals eine wahre Ver-

⁹⁹⁾ Die obische Lohe. 88 bis 89. ¹⁰⁾ Der Selbe 95. — ¹¹⁾ Der Selbe 106. —

¹²⁾ Reichenbach: Der sensitive Mensch. I. 121 bis 126. — ¹³⁾ Owen: Das streitige Land. I. 109.

änderung des Gewichtes gemeint. Man verstand darunter nur eine Veränderung der Angabe des Instrumentes, die durch eine neben der Schwere wirkende Kraft hervorgerufen wurde. Diese Kraft wirkte bald in der selben Richtung wie die Schwerkraft und summierte sich ihr, bald wirkte sie der Schwerkraft entgegen und das Ergebniß war eine Verminderung der Angabe des Instrumentes.* Was die Quelle dieser Kraft betrifft, so ist Butlerow mit Crookes der Ansicht, daß sie dem wägbaren Stoffe des Körpers des Mediums entnommen wird. Es sei nur Uebertragung der lebendigen Kraft von einem materiellen Körper auf einen anderen. Auch die freiwillig scheinende Massenbewegung müsse in der selben Weise erklärt werden. Die unmittelbare Berührung des Gegenstandes durch das Medium sei nicht immer nöthig. Ueber ein Experiment mit Home sagt Butlerow: „Eine Weile später nahm Home eine Handschelle, die auf unserm Tisch stand,“ und hielt sie neben dem Rande des Tisches, in einiger Entfernung von ihm und etwas unter dem Niveau des Tischbrettes. Die Schelle und Homes Hand war von der Kerzenflamme recht gut beleuchtet. Nach einigen Sekunden ließ Home die Schelle aus der Hand und sie blieb in der Luft frei schweben.“¹⁴⁾ Auch in Anwesenheit von anderen Personen seiner Bekanntschaft, die keine Berufsmedien waren, hat Butlerow solche Phänomene beobachtet.

Wenn wir nun aber sehen, daß ohne Hinzufügung oder Wegnahme von Materie die Gewichtsangaben eines Körpers verändert werden können, so zeigt sich hier abermals, daß das Gewicht eines Körpers nicht eigentlich auf seiner materiellen Masse beruht, sondern auf seinem Odgehalt und daß je nach dessen Polarität durch Odentziehung oder Odverladung die Gewichtsangaben des Körpers verändert werden. Hier ist nun abermals ein Punkt, wo ich Halt zu machen genöthigt bin, ein Problem, von dem ich die Hände weglasse und das ich den Naturforschern überlasse. Das Verhalten der Kometenschweife schien uns zu nöthigen, Gravitation in elektrische Anziehung, Levitation in elektrische Abstoßung aufzulösen. Beim Tischrüden und ähnlichen Phänomenen wiederum sehen wir die selben Resultate eintreten unter dem Einfluß von Od als bewegender Kraft. Nun hat Reichenbach gezeigt, daß Od und Elektrizität in der Natur innig verbunden sind, wenn auch getrennt nachgewiesen werden können;¹⁵⁾ also muß gezeigt werden, auf welche der beiden Rechnungen die Phänomene kommen, ein Problem, das noch kaum spruchreif sein dürfte. So viel ist sicher, daß durch Odentziehung oder Verladung die Schwerkraft der Körper verändert wird, als ob ihre Materie vermehrt oder vermindert würde: daß ferner die Kraft, vermöge welcher diese Veränderungen stattfinden, polarisirt sein muß, da sie beide Erscheinungen hervorrufen kann:

¹⁴⁾ Pöschische Studien. 1874. 24 bis 25. — ¹⁵⁾ Reichenbach: Die Dynamide.

Vermehrung und Verminderung der Schwerkraft. Beide Phänomene können nur auf Veränderung der odischen Polarität beruhen.

Die Leistungen dieser Kraft müssen aber als sehr bedeutend bezeichnet werden. Wallace sagt: „Ich habe in der Gegenwart des berühmten Mediums Daniel Home einen großen Tisch, den man zuvor am hellen Tag, so daß keine Täuschung möglich war, gewogen hatte, sein Gewicht bis auf 30 bis 40 Pfund verändern sehen.“¹⁶⁾ Noch müssen aber die Experimente von Crookes erwähnt werden, ihrer Exaktheit wegen, und weil hier die Veränderungen je nach dem Wunsch des Experimentators eintraten:

Experiment 1: „Sei leicht.“ Der Tisch hob sich, während die Wage ein Gewicht von kaum $\frac{1}{2}$ Pfund anzeigte.

Experiment 2: „Sei schwer.“ Jetzt gehörte ein Kraftaufwand von 20 Pfund dazu, um den Tisch auf einer Seite zu heben; alle Hände lagen unter dem Tischrand, die Daumen sichtbar.

Experiment 3: Jetzt frage ich, ob die widerstandleistende Kraft dazu benutzt werden könne, den Tisch ganz horizontal vom Boden aufzuheben, während ich mit der Wägeschnur daran zöge. Sofort erhob sich der Tisch völlig von dem Boden, die Tischplatte blieb ganz horizontal und die Wage zeigte einen Kraftaufwand von 24 Pfund. Während dieses Experimentes lagen Herrn Homes Hände auf dem Tisch, während die der anderen Anwesenden, wie zuvor, unter der Platte waren.

Experiment 4: „Sei schwer.“ Alle Hände unter der Tischplatte; ein Kraftaufwand von 43 Pfund war jetzt nöthig, um den Tisch vom Boden zu heben.

Experiment 5: „Sei schwer.“ Diesmal nahm Herr B. ein Licht und leuchtete unter den Tisch, um sich zu überzeugen, daß das vermehrte Gewicht nicht durch die Füße oder auf eine andere Weise von den Anwesenden verursacht werde. Während er Dies that, prüfte ich die Wage und fand, daß ein Kraftaufwand von 27 Pfund nöthig war, um den Tisch zu heben. Herr Home, Herr W. R. Wallace und die zwei Damen hatten ihre Finger vollständig unter dem Tischrand und Herr B. sagte aus, daß Niemand heimlich den Tisch so berühre, daß es das Gewicht unten vermehren könne.“ . . . Ich fragte, ob ich den Tisch wägen dürfe, während Herr Home ihn gar nicht berührte. — „Ja!“

Experiment 1: Dierauf befestigte ich die Federwage an den Tisch und bat, daß er schwerer sein möge; ich versuchte ihn nun vom Boden zu heben. Es erforderte einen Kraftaufwand von 25 Pfund, um ihn emporzuziehen. Während dieser Zeit saß Herr Home in seinem Stuhl zurückgelehnt, seine Hände ganz vom Tische weg, und seine Füße berührten die seiner beiden Nachbarn.

Experiment 2: „Sei schwer.“ Herr H. nahm nun ein Licht, beugte sich nieder und leuchtete unter den Tisch, um sich zu überzeugen, daß Niemand ihn berühre, während ich die selbe Beobachtung oben auf dem Tisch vornahm. Herrn Homes Hände und Füße waren wie vorher; der Zeiger der Wage zeigte jetzt ein Gewicht von 25 Pfund an.“¹⁷⁾

¹⁶⁾ Sphing. X. 265. — ¹⁷⁾ Crookes: Aufzeichnungen über Sitzungen mit Home. 10 bis 12.

Wie also der Mineralmagnet ein Stück Eisen magnetisch macht — die sogenannte magnetische Induktion — und wie ein elektrisch geladener Körper einen anderen influenziren kann, so liegt auch im menschlichen Körper eine Kraft, die auf Gegenstände übertragen werden kann. Die Zahl der Körper, die vom animalischen Magnetismus influenzirt werden kann, scheint sogar sehr groß zu sein. Slade berührte mit seiner Fingerspitze die Rücklehne eines Stuhles und er hob sich drei Fuß hoch, blieb einige Sekunden schweben und fiel dann herab.¹⁸⁾ Zöllner und Wilhelm Weber konstatarnten die Ablenkung der Magnethadel durch die Ausströmungen aus Slades Händen. Zöllner schlug darauf vor, eine unmagnetische Nadel dauernd zu magnetisiren. Man wählte unter mehreren eine Stricknadel aus, die, durch den Kompaß geprüft, sich als vollkommen unmagnetisch erwies, insofern, als beide Pole angezogen wurden. Slade legte diese Nadel auf eine Tafel, hielt sie in der selben Weise, wie beim Entstehen von direkten Schriften, unter den Tisch, — und nach etwa vier Minuten, als die Tafel mit der Stricknadel wieder auf den Tisch gelegt wurde, war sie an dem einen Ende, und zwar nur an einem Ende, so stark magnetisch, daß Eisenfeilspähne und kleine Nähnadeln an diesem Ende hafteten und die Nadel des Kompasses mit Leichtigkeit im Kreis herumgeführt werden konnte. Der entstandene Pol war ein Südpol, da der Nordpol der Magnethadel angezogen, der Südpol aber abgestoßen wurde.¹⁹⁾ Es zeigte sich also, daß unter dem Einfluß des Mediums die molekularen Ströme gedreht, d. h. in ihrer Lage verändert werden können, worauf nach Webers und Ampères Theorie das Magnetisiren der Körper beruht. Bei Somnambulen ist es schon häufig beobachtet worden, daß bei ihren Handarbeiten Scheeren und Nadel magnetisch wurden und an dem selben Einfluß liegt es wohl, daß es Leute giebt, deren Taschenuhren niemals richtig gehen, ohne daß es abgestellt werden könnte. Magnetische Influxenz ist es wohl auch — die Thatsache vorausgesetzt —, wenn in der Bibel der Prophet Elisa mit Anderen an den Jordan geht, wo Holz gefällt werden sollte, um eine Hütte zu bauen. Dem Einen fiel das Beil in den Jordan und er wehlagte darüber, weil es entlehnt war. Elisa ließ sich die Stelle zeigen, wo es hingefallen war, schnitt ein Holz ab und stieß damit hin. Da schwamm das Eisen und konnte ergriffen werden.²⁰⁾

Bei spiritistischen Sitzungen zeigt es sich, daß die Levitationkraft als bewegende Kraft zunächst zwar dem Medium entnommen wird²¹⁾, daß aber auch die Zuschauer davon abgeben. Das Medium unterscheidet sich vom normalen Menschen überhaupt nur dem Grade nach, durch die größere Leichtig-

¹⁸⁾ Annales des sciences psychiques. IV. 196. — ¹⁹⁾ Zöllner: Wissenschaftliche Abhandlungen. II, 1. 340. — ²⁰⁾ 2 Könige. 6. 4 bis 6. — ²¹⁾ Nachas: l'Extériorisation de la motricité.

zeit, womit seine odischen Ausströmungen vor sich gehen. Man sieht bei Sitzungen streng darauf, daß die Handkette nicht unterbrochen wird, was die Unterbrechung des Phänomens nach sich ziehen würde, also gefährlich werden kann, wenn gerade ein Levitationphänomen eintritt. Wenn z. B. Gegenstände in der Luft schweben, so fallen sie, wenn die Handkette gelöst wird, herab, — ein deutlicher Beweis, daß die Levitationkraft aus den Anwesenden geschöpft war. In einer Dunkelstunde in Wien hörte ich — sehen konnte ich es nicht —, daß eine schwere Spielboxe, die ich nur mit beiden Armen zu heben vermochte, aufgezogen wurde und spielend im Zimmer herumschwebte, und wenn wir die Kette unterbrochen hätten, wäre vermuthlich Aehnliches geschehen wie einst in Auteuil, wo eine Gitarre herumslog und, da Jemand im Haschen nach ihr die Kette unterbrach, herunterfiel und ihm die Stirnhaut zerriß.²²⁾ Bei solchen Sitzungen hat man häufig beobachtet, daß leblose Gegenstände, Tische, Lehnstühle u. s. w. geradlinig gegen das Medium sich bewegen, zuweilen auch abgestoßen wurden, und wenn in der christlichen Mystik erzählt wird, daß Bilder, von den Heiligen andächtig betrachtet, sich zu ihnen bewegten, so könnte vielleicht auch daran etwas Wahres sein, nur daß dann der Heilige selbst der unbewußte, mediumistische fernwirkende Agent war.

Es handelt sich also bei solchen Phänomenen zunächst um eine in den Medien selbst liegende Kraft, die exteriorisirt wird und als bewegende Kraft auftritt. Schon Reichenbach hat nachgewiesen, daß odische Ausstrahlungen eine bewegende Kraft bilden²³⁾, und Rochas hat diesem Problem ein ganzes Buch gewidmet²⁴⁾, worin er nachweist, daß die odischen Ausstrahlungen der Medien als Träger einer bewegenden Kraft anzusehen sind. Gleich dem Mineralmagnetismus wirkt also auch der animalische Magnetismus in die Ferne, gleich jenem ist er polarisirt und kann sich als bewegende Kraft mit der Schwerkraft verbinden oder sie aufheben. Bei den vielen Analogien, die zwischen mineralischem und animaletem Magnetismus bestehen, ist auch diese weitere Uebereinstimmung nicht zu verwundern. Die Fernwirkung, wie alle Magie überhaupt, ist also nicht Leistung des körperlichen, sondern des odischen Menschen, und da wir uns diesen nach dem Schema des körperlichen Menschen gestalten müssen, können wir sagen: die Fernwirkung ist Leistung des Astralleibes. Nun sehen wir diese Kraft auch bei spiritistischen Sitzungen thätig; es entsteht also die Frage, ob wir die Phänomene aus den Medien allein erklären können oder zu fremden Intelligenzen, zu Geistern unsere Zuflucht nehmen müssen, — oder endlich, ob sich identische Kräfte aus beiden Quellen bei den Phänomenen gleichmäßig verbinden.

²²⁾ Badaud: La magie. 17. — ²³⁾ Reichenbach: Die odische Force und einige Bewegungsercheinungen. — ²⁴⁾ Rochas: l'Extériorisation de la motricité.

Späteren Untersuchungen vorausgreifend, ist nun zu sagen, daß der exteriorisierbare Astralleib nicht nur als Träger einer bewegenden Kraft auftritt, sondern auch als Träger der Lebenskraft, der Gestaltungskraft, der Empfindung und des Bewußtseins. Er kann also ein vom körperlichen Menschen getrenntes und ein abhängiges Dasein führen, mit anderen Worten: er ist unsterblich, was auf dem von Rochas eingeschlagenen Weg noch experimentell bewiesen werden wird. Leistungen des Astralleibes, die zu Lebzeiten eines Menschen geschehen, wie bei Somnambulen und Medien, müssen also identisch sein mit den Leistungen des im Tode dauernd exteriorisirten Astralleibes. Die Phänomene bei spiritistischen Sitzungen können daher aus beiden Quellen kommen, aus den Medien und den Geistern, und zahlreiche Erfahrungen bestätigen es, daß Geister durch Kräfte operiren, die durch die homogenen Kräfte des Mediums verstärkt werden und mit ihnen zusammenfließen. Das muß auch in Bezug auf das Levitationphänomen der Fall sein.

Wir haben nun aber allen Anlaß, in den Fragen, die sich auf odische Verhältnisse beziehen, bei denen Belehrung zu suchen, die sich mit Bewußtsein in die odischen Verhältnisse gestellt fühlen. Unsere Lehrer sind also zunächst die Somnambulen; die Medien kommen dafür sogar weniger in Betracht, weil sie bei den Phänomenen entweder im Trance sind, wobei ihnen das Bewußtsein, oder wachend, wobei ihnen wenigstens das odische Bewußtsein fehlt. Halten wir uns also an die Somnambulen. Eine der merkwürdigsten, die zugleich Medium war, die Seherin von Prevorst, hat in Bezug auf das Levitationphänomen Aussprüche gethan, die zu beachten sind. Sie bezeichnet die odische oder animalisch magnetische Kraft mit dem Wort Nervengeist und sagt, Das sei eine noch viel imponderablere und stärkere Potenz als Elektrizität, Galvanismus und Magnetismus. Sie schreibt — vor Reichenbach und Rochas — dem Nervengeist die Fähigkeit zu, die Schwere in den Körpern aufzuheben. Bei Menschen in einem tiefmagnetischen Zustand komme dieser Nervengeist leicht von den Nerven und der Seele los und daher komme es, daß sie durch ihn auch in die Ferne wirken und durch Klopfen sich manifestiren könne.²⁵⁾ Medizinalrath Klein führt eine Somnambule an, die seine Uhr verlangte und sie auf die Stirn legte, wo sie nun bei allen Bewegungen des Kopfes wie angelebt liegen blieb²⁶⁾. Jacolliot sah einen Fakir, der mit einer Pfauenfeder als Leiter die Schale einer Waage niederdrückte, während in der anderen Schale 80 Kilo lagen. Der Fakir berührte mit den Fingerspitzen den Rand eines Gefäßes, daß sich hin und her bewegte, während das Wasser im Gefäß unbeweglich blieb. Mehrmals erhob sich das Gefäß sieben bis

²⁵⁾ Kerker: Die somnambulen Tisch. 21. Die Seherin von Prevorst. 158.

— ²⁶⁾ Archiv für thierischen Magnetismus. V, 1. 149.

acht Zoll hoch vom Boden. Er verlangte einen Bleistift, legte ihn schwimmend auf das Wasser, und da er nun seine Hand darüber hielt, bewegte er den Bleistift nach allen Richtungen. Dann berührte er ihn sanft und der Bleistift sank bis auf den Grund des Wassers. Auf ein kleines Tischchen, das Jaccoliot leicht mit zwei Fingern in die Höhe hob, legte der Fakir seine Hand etwa eine Viertelstunde lang und dann vermochte Jaccoliot es nicht mehr zu bewegen; da er aber alle Kraft daran setzte, blieb ihm die Platte in den Händen. Wenige Minuten darauf aber war die mitgetheilte Kraft ausgestrahlt und der Tisch war wieder beweglich. Beim Fortgehen bemerkte der Fakir einen Büschel Federn der merkwürdigsten Vögel Indiens. Er nahm eine Handvoll und warf sie, so hoch er konnte, in die Luft. Sie fielen langsam herab, als sie aber in die Nähe seiner untergehaltenen Hand kamen, drehten sie sich, stiegen aufwärts und blieben an der Leinwanddecke der Terrasse haften. Als der Fakir fort war, fielen sie herab.²⁷⁾ Crookes stellte Apparate her, bei denen die mechanische Uebertragung von Kraft durch das Medium Home gänzlich abgeschnitten war und die Gewichtsveränderungen ohne Verührung stattfanden²⁸⁾. Er sah einen Stuhl mit einer darauf sitzenden und dann knieenden Dame sich mehrere Zoll vom Boden erheben, etwa zehn Sekunden schweben und dann langsam herabsinken²⁹⁾.

Alle diese Fähigkeiten nun, Gravitationvermehrung und Levitation, können nicht vom materiellen Körper des Mediums ausgehen, sondern nur vom Astralleib, der, selbst odischer Natur und polarisirt, auf das odische Innere der Dinge wirkt. Da uns nun im Tode dieser Astralleib verbleibt, müssen die gleichen Fähigkeiten auch von Geistern ausgehen können. Auch in dieser Hinsicht ist es bemerkenswerth, daß die Seherin von Prevorst die Fähigkeit, die Schwerkraft aufzuheben, nicht nur ihrem Nervengeist zuschrieb, sondern auch den Geistern. Sie sagte mehrmals, daß die Geister das Vermögen hätten, die Schwerkraft in den Dingen aufzuheben,³⁰⁾ und Das scheint mir in allen jenen spiritistischen Phänomenen experimentell bewiesen zu sein, wo die Schwerkraft je nach dem Wunsch des Operators vermehrt oder vermindert wird, wie bei den vorhin erwähnten Versuchen von Crookes.

Bei einer Sitzung des Dr. Hallot mit Home befanden sich auf dem Tisch ein Wasserglas, zwei Leuchter, ein Bleistift und einige Blätter Papier. Als sich nun der Tisch erhob und um 30 Grad neigte, blieben diese Gegenstände alle in ihrer Stellung wie angepappt. Man verlangte, der Tisch sollte mit gleicher Neigung die Gegenstände festhalten mit Ausnahme des Bleistiftes. Dieser fiel zur Erde und die anderen Gegenstände verblieben. Dann

²⁷⁾ Jaccoliot: *Le spiritisme dans le monde*. 245, 281, 282, 285, 295, 300. — ²⁸⁾ Crookes: *Der Spiritualismus und die Wissenschaft*. 87 bis 97. —

²⁹⁾ *Psychische Studien* 1874. 108. — ³⁰⁾ Kerner: *Blätter aus Prevorst*. I. 119.

wurde er wieder hingelegt und man verlangte das Selbe bezüglich des Glases, das herabglitt und aufgefangen wurde. In einer anderen Sitzung neigte sich der Tisch um 45 Grad, aber Blumentöpfe, Bücher und verschiedene Kleinigkeiten blieben an ihrem Platz.³¹⁾ In einer Sitzung Homes bei Louis Napoleon wurde eine Girandole mit brennenden Kerzen aus der vertikalen Lage in die horizontale frei schwebend versetzt, wobei die Flammen horizontal weiter brannten.³²⁾ Unvermeidlicher noch wird die spiritistische Hypothese bei den sogenannten Apports, wo Gegenstände auf Wunsch aus der Entfernung gebracht werden, wie z. B. eben bei jener Sitzung vor Napoleon, wo Gegenstände aus dem fünften und sechsten Salon zugebracht wurden. Von Berichten dieser Art wimmelt es und exakte Experimente mit Registrirapparaten würden ohne Zweifel ergeben, daß der Apport auf Levitation beruht; Das zeigt sich in den zahlreichen Spukgeschichten, wo Gegenstände aller Art als Wurfgeschosse benutzt werden. Diese Geschichten enthalten nämlich das gemeinschaftliche Detail, daß die von solchen Gegenständen getroffenen Personen nicht verletzt wurden. Gnanvil erzählt eine Spukgeschichte aus London, wo Jemand von einem nach ihm geworfenen Schuh am Kopf, aber ganz sanft, getroffen wurde.³³⁾ Beim Spuk in Mülldorf wurde Jemand von einem Hammer, ein Anderer von einem Ziegelstein getroffen, aber alle Wurfgeschosse waren so leicht, daß sie keinen Schmerz verursachten und, was niederfiel, seine Schwere verloren zu haben schien.³⁴⁾ Im Münchhof wurde Alles, was beweglich war, in die Fenster geworfen, aber selbst schwere Gegenstände, trotz ihrer Geschwindigkeit, blieben in den Fenstern stecken, andere berührten nur das Glas und fielen dann herab. Menschen, die von schweren Steinen getroffen wurden, empfanden zu ihrer Verwunderung trotz der großen Wurfgeschwindigkeit den Anschlag nur leicht und auch an ihnen fielen dann die Körper senkrecht herunter. Ein Löffel von $\frac{3}{4}$ Pfund traf einen Mann, der aber nur eine leise Berührung empfand.³⁵⁾ Der Advokat Joller erzählt, daß in sein Haus oft Steine geworfen wurden und das eine oder andere Kind trafen, aber kaum fühlbar aufschlugen.³⁶⁾ Beim Spuk im Kloster Maulbronn wurden die verschiedensten Gegenstände geworfen, hatten sie aber die Fenster passiert, so fielen sie nicht zur Erde, sondern schwebten langsam herab. In einem anderen Fall wurden Steine geworfen, aber es war, „als würde man mit einem Schwamm geworfen.“³⁷⁾ Daumers sonderbare Erklärung, daß die Menschen durch einen mystischen Schutzgeist bei solchen Angriffen be-

³¹⁾ Home: Révélations sur ma vie surnaturelle. 44. 222. —

³²⁾ Gellenbach: Vorurtheile der Menschheit. III. 265. — ³³⁾ Gnanvil: Sadducismus Triumphatus. II. 220. — ³⁴⁾ Görres: Die christliche Mystik. V. 145. —

³⁵⁾ Görres: III. 362. — ³⁶⁾ Daumer: Das Geistesreich. II. 253. Vergl. Joller: Darstellung selbsterlebter mystischer Erscheinungen. — ³⁷⁾ Daumer II. 256, 259. —

wahrt werden, reimt sich nicht mit seinem eigenen Zugeständniß, daß manchmal doch Berlegungen vorkommen,³⁸⁾ und sie wird wohl einmal einer naturwissenschaftlichen Erklärung Platz machen, die bei einer polarisirten Kraft nicht sehr schwer sein kann. Wir wissen, daß neutrale Elektrizität eines Körpers durch Influenz zerlegt, polarisirt werden kann, so daß positive Elektrizität entweicht, negative gebunden zurückbleibt, oder umgekehrt, je nach der Influenz. Wenn man während der Influenzirung eines Leiters diesen berührt, so entweicht von ihm frei gewordene Elektrizität, die stets von der selben Art ist wie die des influenzirenden Körpers, während die entgegengesetzte im Leiter gebunden zurückbleibt.³⁹⁾

In einem Vortrag auf dem internationalen Psychikerkongreß in Chicago 1893 hat Professor Coues über das Tischrücken und ähnliche Phänomene drei Hypothesen als denkbar aufgestellt: Die mechanische Theorie, bekannt auch als Theorie der unbewußten Muskelaktion, wovon er sagt: „Das ist die natürliche und naheliegende Rückzugslinie der meisten Physiker und Physiologen, die genöthigt sind, die Thatsache des Tischrückens zugeben, dagegen mit psychologischen Fragen wenig, wenn überhaupt, vertraut sind, sich sofort am Ende ihrer Weisheit sehen und dadurch ihre Unwissenheit verdecken möchten“⁴⁰⁾. Ferner die telekinetische Theorie, nach der leblose Gegenstände in einer der Gravitation nicht entsprechenden Richtung durch eine Kraft bewegt werden, die auf Entfernung durch lebende Personen den Gegenständen mitgetheilt wird. Endlich die spiritistische Theorie, wonach solche Bewegungen von entkörperter Intelligenzen an den Gegenständen gerade so vorgenommen werden wie von uns selbst. Ueber die erste Hypothese verliere ich kein Wort; denn sie amputirt das Problem, um sich die Erklärung leichter zu machen. Es ist tausendfach konstatiert, daß Gegenstände auch ohne Berührung bewegt werden; also würde die Hypothese, selbst wenn sie wahr wäre, nur einen kleinen Bruchtheil der Phänomene erklären. Wenn man aus der Wissenschaft ein Prokrustesbett macht, auf das man die Probleme legt, ist das Erklären leicht. Was die beiden anderen Theorien betrifft, so hat Professor Coues Unrecht, sie zu trennen. Wenn Gegenstände durch Geister bewegt werden, so geschieht es durchaus nicht „wie von uns selbst“. Dazu wäre ein Leib von menschlicher Dichtigkeit nothwendig und davon kann nur bei den vollständigen Materialisationen die Rede sein, also müssen wir den Geistern eine andere Operationweise zuschreiben und wir können ihnen nur die der zweiten Hypothese, die telekinetische, zuschreiben. Telekinetisch, fernwirkende, bewegende Kraft kann nicht vom materiellen Körper Lebender

³⁸⁾ Daurmer, II, 267, 268. — ³⁹⁾ Lyndall: Vorträge über Elektrizität. —

⁴⁰⁾ Sphinz XVIII, 251—260.

ausgehen, sondern nur von ihrem Astralleib. Diesen aber und seine Fähigkeiten bewahren wir im Tode und ihn haben die Verstorbenen, also ist in beiden Fällen die Operationweise telekinetisch, sowohl bei den abnorm wirkenden Menschen als bei den Geistern. Es ist ein hundertfach beweisbarer Satz, daß die abnormen Kräfte des Menschen, die durch den Astralleib geschehen, die normalen Kräfte der Geister sind. Eine unsichtbare oder fluidische Hand kann einen Gegenstand unmöglich mechanisch bewegen, und wenn es selbst geschieht, daß eine fluidische Hand den Gegenstand ergreift, so geschieht es aus Gedankenassoziation durch die mit der Materialisation verbundene menschliche Rückerinnerung, oder weil die Levitation durch Berührung erleichtert wird. Die richtige Eintheilung der Bewegungarten, abgesehen von der rein mechanischen des normalen Menschen, ist also folgende: Erstens die durch unbewußte Muskelbewegungen. Daß sie aber gerade beim Tischrücken nicht stattfindet, sondern vielmehr das Od die bewegende Kraft ist, Das beweisen die damit verbundenen Lichtphänomene in der Dunkelkammer. Zweitens die telekinetische, die durch den Astralleib und ohne Berührung geschieht, und diese ist entweder animistisch, wenn sie von Lebenden, oder spiritistisch, wenn sie von Verstorbenen ausgeht.

Die Thatsache der Levitation ist nicht erst seit gestern konstatirt, sondern seit Jahrzehnten durch theilweise sehr exakte Experimente. Die Gegner wissen nur einzuwerfen, Levitation sei unmöglich, weil dem Gesetz der Gravitation widersprechend. Wer aber so spricht, beweist zunächst, daß ihm die konstatirten Thatsachen nicht bekannt sind. Wir wissen von der Gravitation so wenig, daß sie schon darum gegen die Levitation nicht ins Feld geführt werden kann. Es ist falsch, zu sagen, die Körper seien schwer. Schon die Erwägung, daß die Schwerkraft mit dem Quadrat der Entfernung abnimmt, sollte uns abhalten, die Schwerkraft zum Begriff der Materie hinzuzufügen. Körper sind nur schwer einem eventuellen Anziehungscentrum gegenüber, an dem es allerdings in der Welt so wenig mangelt, daß dadurch der Schein entsteht, Schwerkraft sei mit dem Begriff selbst der Materie gegeben. Ferner sehen wir, daß Elektrizität und Od der Schwerkraft auch entgegenwirken können, und da sie duale Kräfte sind, so scheint die Gravitation die einseitige Bethätigung einer dualen, polarisirten Kraft zu sein, nämlich elektrische oder obische Anziehung, die aber in Abstoßung, Levitation, verwandelt wird, wenn der influenzirte Körper sein Vorzeichen ändert — wie manche Kometenschweife — oder seine neutrale Elektrizität zerlegt wird. Gravitation und Levitation widersprechen einander also allerdings, aber nicht anders als die beiden Pole eines Magneten.

München.

Dr. Karl du Prel.

Die weiße Thür.

November.

Lieber Freund,

Ich sitze in einem Gasthaus tief drinnen in Thüringen und schreibe beim Schein eines flackernden Lichtes. Mich friert. Mein Hauch umgiebt die gelbe Flamme des Lichtes gleich einer silbergrauen Nebelglorie und hinter mir, in dem kalten Halbdunkel, ist eine weiße Thür mit einem schwarzen, verschönderten Schloß, — geschlossen. Draußen liegt eine dunkle Straße, eng und schmutzig, und diese Straße läuft weiter, eng und schmutzig und mit armselig leuchtenden Laternen, durch ein Dorf mit niedrigen, weißen Fachwerkhäusern mit rothen Dächern und grünen Läden, in Regen und Finsterniß gehüllt, und dicht hinter den Häusern erhebt sich in der Finsterniß der Dornenberg, auf dem Lanne an Lanne in unbegreiflichem Schweigen steht. Jede Viertelstunde schlägt eine Kirchenuhr, weit hinschallend, als säuge der liebe Gott selbst den Wacktruf der Zeit hinab in dies Grab aus Regen und Finsterniß.

Die weiße Thür ist hinter mir geschlossen. Lieber Freund: Das ist eigentlich Alles. Ich sitze hier und befinde mich nicht in dem kleinen Städtchen da unten im fernem Süden, wohin ich reisen wollte, bin nicht bei ihr und bei ihrem Gatten und ihren Kindern. Also auch diesmal nicht, — ich brachte es nicht fertig, wie ich es niemals fertig bringen werde.

Es ist immer das Selbe wie im vorigen und im vorvorigen Jahr! Jeder Herbst bringt es, trägt seinen lohnenden Sauberschein bis zu mir und legt mir auf den Tisch Erinnerungen, die mich losreißen von Freunden und von der Arbeit und mich so einsam machen! Die Erinnerungen an einen regnerischen, kalten, stürmischen Herbst vor zwei Jahren haften an meiner Seele, wie die gefallenen Blätter der Obstbäume an dem feuchten Erdboden haften. Vorgestern morgens, als ich daheim vom Bahnhof abfuhr und das graue Licht des Tages den Wagen füllte und der Regen die Fensterscheiben bethaute, stand all mein Denken still bei dem letzten Schimmer, den meine Augen von ihr erhaschten. Es war vor zwei Jahren, an einem regnerischen Morgen, ganz wie vorgestern, als ich ihretwegen reiste. Ich sah in der Droschke, nach der rasselnden Fensterscheibe hinübergebengt, sah zu ihren Fenstern hinauf und sie stand dort unter dem aufgezogenen Rouleau und schaute in den Morgen hinaus, eine bleiche, hohe Erscheinung; das graue Tageslicht fiel auf ihr verwachtes, vom Schmerz verzerrtes Antlitz und ich las die Dual ihrer Gedanken in den braunen, verschleierten Augen, deren Blick den meinen nicht fand, sondern in den Tag hinausstarrte wie in ein ewig währendes Schweigen. Die Zeit ist stehen geblieben oder gesprungen, wie eine Feder, die zwecklos weiter schnurret und durch die Tage dahinsauft wie durch einen leeren, Alles verschlingenden Raum, der keinen Widerhall giebt, — seit jenem Augenblick, als ich sie von der Droschke aus sah und in Verzweiflung meinen Willen tötete, der mich zu ihr hintreiben wollte, um sie ihrem Gatten und ihren Kindern zu entreißen, sie mitzunehmen und alle Zweifel und Gewissensbisse in meinem eigenen Glück zu Tode zu singen.

Und vorgestern. Der Sturm, der Regen und der weiße Dampf, der ununterbrochen an dem nassen Fenster vorüberstrich, die Stille in dem leeren Wagen,

das Alles erzählte mir von dem Morgen vor zwei Jahren. Ich sah dort in dem selben Zug und fuhr den selben Weg mit dem selben leeren, leise schaukelnden Peluchefosa vor mir und es war mir, als sei keine Zeit verstrichen, als hätten die Jahre in diesem Zug geschlafen, um auf mich zu warten und jetzt zu erwachen, wo ich wieder da saß. Nur Eins, — Eins war anders. Ich fuhr nicht weg von ihr, reiste nicht, um ihr zu entfliehen. Jede Sekunde brachte mich ihr näher und mein Herz weitete sich wie eine Blüthe, die ihren Kelch öffnet, damit die Sonne ihn fülle.

Und noch vorgestern Abend. Ich lag auf dem Sofa in einer kleinen, vierockigen Dampfschiffskojе und versuchte, zu schlafen, konnte es aber nicht. Am Bollwerk wartete der Dampfer auf den Nachtzug. Ich war allein an Bord. Ueber meinem Haupte brannte eine Glühlampe und füllte den eingeschlossenen Mahagoniraum mit ihrem milchweißen Licht. Ich lag da und starrte hinaus zu der Holzschuiperei der niedrigen Decke, voll ängstlicher Glückseligkeit. Die Thür zu einem schmalen, weißlackirten Gang war offen und meine eigene, lautlose Sehnsucht trank Leben aus jedem Laut in dem lebendigen Körper des Dampfers, aus dem schwirrenden Knirschen der Schaufeln, die Kohlen unter die Maschine schütteten, aus den schnellen Schlägen einer Pumpe, aus Wasser, das ins Wasser hinabstürzte. Und ich erhob mich und ging hinauf auf das regennasse Deck und wandelte hin und her im Sturm und sehnste mich und schaute hinein über das dunkle Land hinter dem Bollwerk und hinaus über die schwarze See, die da draußen in der Nacht athmete und den Dampfer hob und senkte und den gelben Schimmer seiner Lampen an dem schwarzen Schimpfstrumpf entlang und über den Hafen hinaus schaufelte.

Und jetzt — —

Dier, wo ich heute Abend sitze, bin ich weiter von ihr entfernt, nach der ich mich sehne, denn je zuvor. Während die Dämmerung sich herabsenkte, schritt ich gestern Abend in dem dichten, feinen Regen die beklemmend enge Bergstraße dieses freundlichen Dorfes hinan. Vor den kleinen Häusern mit den eng neben einander liegenden Fenstern gingen die Frauen im Regen umher und segten den Schmutz zwischen den nassen, spitzen Pflastersteinen weg. So weit ich blicken konnte, war Niemand auf der Straße als diese segenden Frauen. Sie sprachen nicht mit einander, sie gingen nur, über ihre Besen gebeugt, hin und her und ich vernahm keinen anderen Laut als das Schleifen der Besenreißer über die Steine, als den gurgelnden Laut eines Bergstromes, der irgendwo zwischen den niedrigen Häusern floß. Und nun sitze ich hier und mich friert und ich sehe fortwährend die lange, enge Straße da draußen und das Halbdunkel und den Regen und vor jedem Hause die gebeugten Frauen vor mir. Und die Thurmuhr schlägt da draußen im Dunkeln und an dem Klang kann ich hören, wie tief die Stadt liegt und wie eng das Thal ist, und alles Andere in meiner Seele versinkt einen Augenblick vor dem einen Gedanken, daß ich dieses Dorf, in dem ich nie vorher war, von meiner frühesten Jugend an gekannt habe, daß ich Alles so genau gekannt habe, wie ich den Regen kenne und die Finsterniß, daß ich, so lange ich lebe, gewußt habe, daß diese Frauen hier jeden Abend hin und her gegangen sind und ihre Reifigbesen über die selben Pflastersteine schleppen ließen, daß sie ihre Straße jeden Abend segten, wie sie die selbe Straße auch in Zukunft jeden

Abend, der kommt, segnen und nach und nach von anderen Frauen abgöldt werden, die dann wiederum hier stehen, sich über ihre Besen neigen, sich nach den Fremden umschauen und segnen, segnen.

Und hier traf ich — —

Ich erwachte nachts und hörte die Thür unten im Gastzimmer gehen. Vielstimmiger Gesang drang lärmend durch die geöffnete Thür und ich hörte das Wort Unglück zweimal singen. Dann fiel die Thür ins Schloß. Noch einmal erwachte ich und die Thür da unten ging abermals und ich hörte das selbe Wort zweimal singen, — Unglück.

Und dann heute Morgen. Ich saß da unten auf dem schwarzen Kofshaarsofa des Gastzimmers. Da stand er in der Thür, groß und stark, mit schwarzem Bart und tiefliegenden, brennenden Augen, hinkend, auf einen Stoc gestützt, einen schwarzen Pudel hinter sich. Er trat ins Zimmer und gräßte und setzte sich an den selben Tisch, an dem ich saß, mir gerade gegenüber. Und sein Blick begegnete dem meinen und ich sah ihn an und vermochte den Blick nicht von ihm zu wenden, bis mein Starren zu Worten ward und wir mit einander sprachen.

Seine Stimme war tief und wunderbar weich; er sprach gedämpft, wie man in der Kirche spricht, und der Klang seiner Worte glitt über meine Seele, düster und einschläfernd, wie das Säusen des Tannenwaldes. Aber seine Augen starrten brennend, als sei ihnen das Tageslicht eine Qual, als schmerze es sie, zu sehen, als liege Etwas dicht hinter ihnen und leide namenlos und sehne sich danach, daß sich die Elber senken und Alles in Finsterniß hüllen möchten.

„Wollen Sie hier bleiben?“ fragte er plötzlich; und in der tiefsten Tiefe seiner Augen flammte es wie ein Freudenschimmer auf.

Hier bleiben? Ich wußte es nicht. Hier so wenig wie anderswo.

„Wollen Sie hier bleiben?“ wiederholte er; und es war einen Augenblick, als hüllten seine Worte und seine Stimme mich in einen Frieden ein, der die Erinnerungen aller meiner Tage in sich einschloß. Und ich neigte das Haupt und sagte: „Ja“.

„Sie können bei mir wohnen,“ jagte er und fuhr fort, mich anzusehen. „Reisen Sie, um Ruhe zu finden, so kommen Sie zu mir. Sie werden den ganzen Tag allein und in Frieden sein. Meine Frau starb im Frühling und ich selbst komme erst abends von der Arbeit heim und Niemand ist im Hause als mein Hund und ich. Kommen Sie mit mir und sehen Sie sich an. Dann können Sie mir antworten. Ich komme heute Abend wieder hierher.“ Er stand auf und winkte mir zu und ich ging mit ihm hinaus und einen engen Bergpfad hinan. Er schritt voran, groß und hinkend, auf den Stoc gestützt, gefolgt von seinem Pudel.

„Hier,“ sagte er und ließ mich die Steinfliesen einer Treppe hinaufsteigen und in ein niedriges Haus oben am Bergesabhang eintreten. Auf der stillen Diele blieb er einen Augenblick stehen und sah mich noch einmal an. Kein Laut auf dem leeren Gang, kein Laut drinnen, hinter den geschlossenen Thüren, nur den Tropfenfall vom Dachstift draußen auf die Fliesen der steinernen Treppe. Dann richtete er sich, als nähme er sich zusammen, und drehte einen Schlüssel um und schob eine Thür auf, die in eine dunkle Stube führte. Die Thüren vor den Fenstern waren geschlossen und er mußte sich an sie herantasten. Dann

öffnete er sie und das Tageslicht fiel auf die rothen Peluchendübel eines Wohnzimmers und auf einen runden Tisch, über den eine mit Quasten verzierte Decke gebreitet war. „Ja, ja,“ sagte er, „hier ist es staubig und stickig. Meine Frau starb im ersten Wochenbett und hier bin ich seitdem nicht gewesen.“

Und damit wandte er sich von mir ab und humpelte ein paar Schritte durch das Zimmer und blieb dann stehen und sah zu einer Uhr hinauf, die an der Wand hing und stehen geblieben war. Er öffnete die Glashür der Uhr und nahm den Schlüssel heraus.

„Wollen Sie?“ sagte er, reichte mir den Uhrschlüssel und wandte sich hastig ab. Ich nahm den Schlüssel und zog die Uhr langsam auf und sie schlug und schlug, während ich die Zeiger herumdrehte und stellte, eine Menge hastiger Schläge, — alle die Stunden, die sie geschlafen hatte, seit — —

„Ja, sehen Sie sich nur selbst um“, sagte er plötzlich; „ich muß an die Arbeit.“

Und er reichte mir die Hand zum ersten Male und umfaßte die meine, sie fest drückend, als suche er nach einem Halt, als nagle er mich an sich, an sich und an diese Stube und dies stille Haus. Dann ging er, — und ich war allein in der Stille und wandte mich der Thür zu, um fortzugehen, um ihm und diesem Hause zu entrinnen, dessen Schweigen mich anstarrte wie seine Augen, — als liege Etwas dahinter, das litt und sich vor dem Licht des Tages vertrock und sich nach der Finsterniß sehnte. Aber ich hatte nicht den Willen, zu gehen. Ich blieb und nahm eine Mappe, die auf dem Tisch lag, und öffnete sie. Obenauf lag ein Telegramm, ein Hochzeittelegramm an ihn und an sie, und darunter andere, lauter Telegramme mit Gratulationen und Wünschen. An der Wand lärmte die Uhr und mich erfaßte eine plötzliche Angst vor diesem Ort, an dem ich die Zeit wachgerufen, und vor diesen Worten, die dort in der Mappe weiterlebten; und meine Augen fielen auf einen welken Rosenstrauch, der oben auf einer Etage lag, in einer ausge schlagenen Papiermanschette und mit einer langen, weißen, seidnen Schleife, die über die staubigen Worte herabhing.

Ich ging auf den Gang hinaus. Da draußen hatte er, ehe er ging, eine Thür nach einem Schlafzimmer geöffnet und ich blieb einen Augenblick stehen und sah hinein. Da standen zwei Betten, über die weiße Decken gebreitet waren, und mitten auf der einen weißen Bettdecke lag ein Totenkranz von verrosteten Eisendrähten, die unter einem Bouquet aus verschoffenen, künstlichen Blumen zusammenliefen . . .

Und als ich hinauskam und an dem Hause entlang ging, saub ich im Grase unter dem niedrigen Schlafstubenfenster lange, blonde, ausgekämmte Brauhaare, feucht vom Regen und über einen Finger aufgewickelt.

Heute Abend — vor einer Stunde — kam er zu mir ins Gastzimmer.

„Nun“, sagte er und starrte mich lange an, „nun, haben Sie sich umgesehen, daheim bei mir?“

Ich nickte schweigend.

„Lassen Sie uns noch eine Weile hier sitzen, ehe wir nach Hause gehen“, bat er. „Heute ist mein Geburtstag, — und da ist Etwas, das ich Ihnen sagen muß; hören Sie mich einen Augenblick geduldig an und kommen Sie dann mit mir nach Hause!“

Er lehnte seinen schweren Körper über den Tisch und machte eine Bewe-

gung, als wolle er mir seine Hand reichen. Und dann fing er an, zu sprechen, hastig, beinahe flüsternd, und sah mich dabei an, als wollte er mit seinen Augen darüber wachen, daß seine Worte mich erreichten und nur mich allein.

„Ich sah als junger Mensch an meinem Fenster und las; und drüben, an einem Fenster jenseits der Straße, sah jeden Tag ein junges Mädchen. Wir verliebten uns in einander und heiratheten. Ein Jahr nach der Hochzeit starb sie. Dann kam ich nach Berlin und ging auf die Akademie und zeichnete; und dort traf ich eine Frau und sie wurde meine Gattin. Jeden Abend stand ich zu Hause und zeichnete und sie kam zu mir hinein und stand bei mir und sprach mit mir über meine Arbeit. Und so stand sie eines Abends bei mir, ungefähr ein Jahr nach unserer Hochzeit, und ging dann in das Zimmer nebenan, um mich zu erwarten. Als ich hineinkam, lag sie tot auf dem Sofa. Und dann reiste ich nach Weimar und dort traf ich, — ja, Sie wissen es, im vorigen Sommer verheirathete ich mich zum dritten Mal . . . und im Frühling starb meine Frau. Und heute Abend bin ich dreiunddreißig Jahre alt.“

So erzählte er, kurz und hastig, und ich sah, wie sich seine Lider über die brennenden Augen senkten, aber nur eine Minute, dann hoben sie sich wieder und er sah mich mit dem Blick eines Schlaflosen, eines ewig Wachenden an.

Und ich erhob mich und ging, ging in Zorn gegen ihn, in plötzlichem Doh gegen diesen Fremden, der sein Schicksal in die Verzweiflung meiner Seele hineindrängte. Ich höre noch meine eigenen Schritte über den mit Sand bestreuten Fußboden des Gastzimmers und das Knarren des Thürschlosses und ich fühle hinter meinem Rücken seine gebeugte Gestalt am Tische, während ich vor ihm floh wie vor einem Schrecken ohne Gnade und ohne Gnade.

Wer ist es, was wollte er von mir, wer hat mich in dies Dorf geführt und zu ihm und in sein Haus, — gerade jetzt, jetzt?!

Er ist gegangen, ist allein gegangen. Vor kurzem hörte ich seinen hüftenden Schritt auf der Diele unten. Er stand einen Augenblick im Dunkel auf der Straße und piff seinem Fudel.

Was hat seine Erscheinung mit mir zu thun! Ich weiß, wer er ist, ich kenne seine Beschäftigung hier im Dorf. Das ganz kleine Dorf kennt ihn, wie es Jeden kennt, der hier wohnt. Er lebt hier, kauft seine Lebensmittel hier, sein Name steht auf der Steuerliste.

Und doch — —. Meiner Seele sagt mir, daß er aus weiter Ferne gekommen ist, um mich hier zu treffen und mich Bruder zu nennen und für immer mein Herz in den Sumpf der Hoffnungslosigkeit zu versenken, deren Tiefe bodenlos ist, — sein eigenes Herz und das meine, das liebt und ewig lieben wird, und um meine Hände in den seinen zu pressen, auf daß sie wie die seinen ewiglich machtlos seien . . . Er ist gegangen; und doch: er ist hier, — er und das Haus des Todes dort oben am Bergpfad, und ich sehe die finstere, feuchte Straße und die segnenden Brauen und in weiter, weiter Ferne zwei braune, verschleierte Frauenaugen, deren Blick den meinen nicht findet, den meinen nimmer findet, sondern gleichsam in ein ewiges, ununterbrochenes Schweigen hineinstarrt.

Die weiße Thür ist geschlossen, — die weiße Thür meiner Seele.



Selbstanzeigen.

Neues Leben. Berlin. Johann Sassenbach.

Lange Jahre hatte ich mich abgemüht, Empfindungen, die in mir nach Gestaltung drängten, in die überlieferte lyrische Form zu zwingen, ohne daß ich dabei zu einem mich befriedigenden Ergebnis gelangte. Selbst bei denjenigen meiner Gedichte, die ich für die gelungensten hielt, störte mich immer noch ein gewisses Etwas, über das ich mir keine Rechenschaft ablegen konnte. Ich sah mich um unter meinen Zeitgenossen. Welche Unsumme von Talent! Und doch, wie wenig eigentliche Frische! Auf der einen Seite, der äußersten Rechten, eine fast ägyptische Regelmäßigkeit, ein Bestreben nach äußerlicher Glätte um jeden Preis, selbst um den der einfachsten Deutlichkeit, auf der anderen, der äußersten Linken, stolpernde Ursprünglichkeit im alten Faltenkleid, tragikomisch bemüht, sich aus ihm loszuwinden, wobei es denn allerdings zu den wunderbarlichsten Verwicklungen kam.

Da las ich einige neuste Gedichte von Arno Holz. Sofort, nachdem ich ihre Wesenheit begriffen, war es mir klar, was die Entwicklung zu einer wirklich zeitgemäßen Verskunst so lange aufgehalten hatte: der dicke Wortberg, den selbst die Dichter, die bereits längst über jeder Kritik stehen, kühnweis in ihre Versgebäude stoßen mußten, damit es keine allzu großen Rippen gab, der Zwang, den widerstrebenden Gedankenfaden durch das jedesmalige Reimöhr zu zwirbeln, die Notwendigkeit, das Wort beständig Langpas machen zu lassen. Mit der von Holz geschaffenen Technik, der, wie er Das selbst ausdrückt, letzte Einfachheit das höchste Gesetz ist und der möglichste Natürlichkeit die intensivste Kunstform scheint, beginnt heute die Lyrik gleichsam von Neuem. Namentlich durch die Bewegung der letzten Jahre, die sich nach Eigenart in jede Sackgasse verirrte, war unsere Verssprache in einen Schwulst ausgeartet, wie er farbiger selbst bei Hoffmannswaldau nicht blühte. Die neue Technik wirft diese ganze überlebte Bombastik über den Haufen und versucht, um mit Schiller zu reden, die Dinge nicht mehr sentimentalisch, sondern wieder *nais* zu geben.

Vor Allem war für mich von Interesse das Verhältnis dieser Form zur Tonkunst. Nach Lyrik in Reimen und vorbestimmten Rhythmen verlangt heute nur noch Musik, die in den Kinderschuhen steckt. Jeder moderne Tonkünstler, der noch auf Texte in diesem Stil angewiesen ist, sieht sich wohl oder übel gezwungen, um rhythmisch genügend mannichfaltig sein zu können, die ihm vom Dichter gleichsam zusammengebrachte Ordnung künstlich wieder aufzulösen. Das war selbstverständlich schon immer der Fall. Erst heute aber, scheint mir, wird diese Frage für die Entwicklung unserer Kunst nach dieser Richtung zur Kernfrage. Gerade uns Musikern kommt die neue Form, die bei der denkbar größten Freiheit doch zahllose geheime Schönheitsregeln binden, so weit entgegen, wie es dem Wort überhaupt nur möglich ist. Jedes vollendete Gedicht in ihr, vorausgesetzt natürlich, daß sein innerer Gehalt ein rein lyrischer ist, zeigt bereits deutlich die Gliederung der Komposition vorgebildet. Wenigstens bei allen von mir gewählten Texten in dieser Form erschien mir Das so. Wie die alte Form Raum für Tausende von Dichter-Individualitäten geboten hatte, so wird auch die neue Form jedem

Charakter die Möglichkeit gewähren, sich in ihr auszuleben. Ich kann nur sagen, daß ich nach Jahren der Unbefriedigtheit förmlich durch sie auflebte, und ich spreche die Hoffnung aus, daß sie bald in Anderen Ähnliches wirken möge.

Georg Stolzenberg.



Der Boden. (Leipzig. Otto Wigand.)

Die Verbreitung, die meine „Bilanz des Jahrhunderts“ fand, veranlaßte mich, in einer weiteren Schrift die sozialen Umgestaltungen zu erörtern, welche die Voraussetzung für jeden erfolgreichen Fortschritt bilden. Ich suchte zu zeigen, daß der private Bodenbesitz mit der übrigen Gesellschaftsordnung nicht im Einklang steht, und spreche den Glauben aus, daß die Auferstehung des Volkes auch die Rückkehr zum Gemeinbesitz des Bodens bedingt. D. Norden.



Lumpenbagasch. — Im *Chambre séparée*. Zwei Schauspiele. Berlin, Verlag von Johann Sassenbach. Preis M. 1,50.

Das erste Stück wurde am siebenundzwanzigsten März von der Dramatischen Gesellschaft aufgeführt und fand bei dem Publikum wie bei der Kritik eine sehr liebenswürdige Aufnahme. Ich bin für diese freundliche Gesinnung gegen einen Anfänger sehr dankbar, um so mehr, als ihre Aeußerungen mich inmitten schwerer künstlerischer Bedenken und Zweifel trafen. Zu einer Klarheit bin ich auch heute noch nicht gekommen: aber da so oft der Zweifel ja mehr antreibt als die Übung, so möchte ich, anstatt einer Erläuterung Dessen, was ich gesagt habe, eine Darstellung Dessen geben, was ich sagen möchte und bis jetzt für unsagbar halte.

Das erste Stück kann man als Burleske bezeichnen und auch im zweiten sind starke burleske Momente vorhanden. Aber hinter diesem äußeren Schein steckt ein sehr bitterer und trüber Ernst. Mir persönlich liegt eine komische Auffassung der Dinge gar nicht. Ich habe mich abgequält, Ausdruck zu finden für tragische und pathetische Dinge, die mir am Herzen liegen; aber wenn ich nicht eine Unterstützung in außerkünstlerischen Momenten finde, wie etwa dem Stück „Im *Chambre séparée*“ gegenüber die heutigen sozialen Gefühle sind, so finde ich ihn nicht. Unzweifelhaft ist der Atelierstandpunkt falsch, den wir als junge Leute gehabt haben, daß es nur auf das Wie ankomme in der Kunst, nicht auf das Was. Wenn man ein Bißchen älter wird, so sieht man ein, daß der Ausdruck nie Zweck sein kann, sondern immer nur Mittel. Und unzweifelhaft steht bei solcher Anschauung die komische Kunst niedriger als die ernste, weil sie die allein wichtigen Dinge, nämlich die sittlichen, nie so intensiv behandeln kann. Für die Komik giebt es nur zwei sittliche Möglichkeiten: den Olympierstandpunkt von Rabelais mit seiner heiteren Weltverachtung und das aggressive Moralpathos von Juvenal. Der erste Standpunkt ist so hoch, daß alle scharfen Konturen der Sittlichkeit bei ihm verschwimmen; und im zweiten Fall haben wir es mit einer so niedrigen Einsicht zu thun, daß fast keine künstlerische Möglichkeit mehr bleibt.

Aber die Gestaltung ernster Probleme, so weit es sich nicht um ernsthafteste Trivialitäten und Pappalien handelt, und vor Allem das Höchste der dramatischen Kunst, scheint mir, wie ich heute die Dinge ansehe, jetzt nicht erreichbar. Es hindert die moderne Technik und unsere moderne Sittlichkeit.

Die Entstehung der modernen naturalistischen Technik bei uns knüpft sich an die der Herren Holz, Schlaf und Hauptmann. Von ihnen war Holz der starre Theoretiker, der aus Solas Aesthetik die letzten Konsequenzen zog, indem er auch das „Temperament“ verbannte und die reine Wiedergabe der Natur verlangte. Einen Sinn kann man in dieser an sich thörichten Forderung finden, wenn man an den allgemeinen Zusammenhang alles Wirklichen denkt, aus dem sich Alles erklärt und in dem Alles enthalten ist. Die getreue Reproduktion eines Ausschnittes aus der Wirklichkeit gab also, mit Außerachtlassung der zu beiden Seiten abgeschnittenen Häden, durch die der Ausschnitt ursprünglich mit dem Uebrigen zusammenhängt, ein verständliches Bild und, da im Leben Alles enthalten ist, auch das erreichbar Höchste an Gefühlen; Alles, was darüber hinaus wollte, war offenbar nur Arrangirung der Wirklichkeit, unwahr und für ein feineres Gefühl störend.

Es stellte sich zwar sofort heraus, daß das holzische Ideal sich praktisch gar nicht verwirklichen ließ. Die gemeinsame Arbeit der Herren Holz und Schlaf war ausgegangen von der Novelle, besser „Skizze“, die, befreit von Allem, was das Subjekt des Künstlers verrathen konnte, zusammenschumpfte auf eine Reihe von Gesprächen mit dazwischen gesetzten Bemerkungen über Zustände und Veränderungen der Umgebung. Wollte man nicht unerhört langweilig werden, so mußte man hier eine Auswahl treffen; nur das Bedeutungsvolle durfte reproduziert werden; und wenn man mit der bloßen Auswahl nicht fertig wurde, so mußte man auch kondensiren.

Auf der Seite von Schlaf hat man sich die Entwicklung aus einer eigenartigen Dichterindividualität vorzustellen. Schlaf gehört zu jener Art von Charakteren, die das Kleine sehen und lieben und in ihm das Große ahnen, die Ephen haben vor dem rohen und unmittelbaren Ausprechen des Gefühles, die, was sie ausdrücken wollen, hinter allerhand Mauerwerk verhängen, damit man es nur ahnt. Für diese keusche Natur erschien die Banalität des äußerlich Wirklichen als ein Mittel, inneren Reichthum vorzustellen. Sein „Meister Detje“, der wohl immer noch das bedeutendste Werk der Richtung ist, zeigt Das am Klarsten: hinter den Trivialitäten der Erbschleicherei, des gemeinen Verdrehens aus kleinsten Motiven, steht eine Natur von gewaltiger Größe, unbeweglicher Energie, höhnischer Menschenverachtung. Was für Holz Zweck gewesen war, war für den seelisch reichen Schlaf nur Mittel; und Schlaf ist deshalb auch künstlerisch weitergekommen; seine „Gertrud“ ist ein neuer Schritt, während Holz sich in einem Kreise herumbreht.

Der Uebergang von der „Skizze“ oder „Studie“ zum Drama erforderte einen weiteren Verzicht auf Holzens Prinzip. Das Drama ist die Form der Dichtung, welche die größte Aufmerksamkeit des Künstlers auf den Genießenden erfordert. Das „Publikum“ wurde aber vom Naturalismus überhaupt als *quantité négligeable* betrachtet. Hier ruht die Bedeutung Hauptmanns. Er hat die Synthese vollzogen zwischen Dem, was Holz und Schlaf geschaffen hatten, und

den traditionellen Theaterbedürfnissen. Das alte tragische Schema ist nicht als die Psychologie des Zuschauers. Der Zuschauer will den Helden, die tragische Schuld, die Sühne, die Läuterung, er verlangt das retardierende Moment u. s. w. Aber nur der Zuschauer mit sehr starker und von keinerlei Skepsis berührter Sittlichkeit der alten Art. Diese Sittlichkeit hat der Zuschauer in unserer zerfressenen Gesellschaft nicht mehr und der Dichter, der sie natürlich zuerst haben muß, um unbefangen aus ihr heraus zu arbeiten, hat sie erst recht nicht. Bei großen Männern ist an ihre Stelle der menschenverachtende Stolz und die höhnische Skepsis getreten, wie bei Ibsen in seinen Werken der dritten Periode; bei Kleinen wird Ersatz gefunden durch das Problem und die Tendenz. Es kommt darauf an, Problem und Tendenz geschickt zu finden; für das niedrigste Niveau genügt vielleicht der Ehrbegriff, für ein höheres die individuelle Freiheit oder soziale Ideen. Schwindet das Interesse an diesen Dingen, so haben die betreffenden Werke auch auf ewige Zeiten ihre Wirkung verloren.

Auf diesem Wege war also wohl der äußere Erfolg zu erzielen, aber doch keine eheliche und befriedigende Kunst. Schösl hat auch in seinem neuesten Werk diesen Weg nicht eingeschlagen. Aber er hat eben so wenig einen Ersatz für das uns Modernen Verlorene in der Sittlichkeit finden können.

Das ist nun der Stand heute.

Welche Situation ergibt sich daraus für den schaffenden Künstler?

Die naturalistische Allgemeinströmung und die von Holz und Schösl begonnene Abzweigung hat von Positivem als letztes Resultat für das Drama schließlich nichts gehabt als einen natürlicheren Dialog. Dieser Dialog ist freilich weit entfernt davon, der Dialog des gemeinen Lebens zu sein; ich selbst habe darüber Experimente angestellt, die mich sehr belehrt haben. Das Stück „*Un chambre séparée*“ enthält einzelne Stellen, die auf direkten Nachschriften nach dem Leben beruhen; es sind die meisten Reden des Gastes; und was mußte ich mit den Originalaufzeichnungen anstellen, ehe sie künstlerisch zu verwerthen waren! Dieser natürlichere Dialog erlaubt auf jeden Fall eine feinere Nuancirung, als sie früher möglich war, und erleichtert so die Charakterisirung. Aber durch ihn wird der Dichter beschränkt in Dem, was er geben kann. Er kann seine Personen nur noch Das sagen lassen, was sie eventuell in der Wirklichkeit sagen würden, unter Abrechnung von Konzeptionen an Prägnanz u. s. w. Am Klarsten wird Das, wenn wir den Monolog betrachten. Wir können keine Monologe mehr geben, weil man im Leben keine Monologe hält. Im Monolog konnte der Dramatiker den jedesmaligen Seelenzustand seines Helden schildern. Was wir wirklich sagen, drückt noch nicht einmal Das aus, was wir in diesem Moment fühlen; und da wir, wenn wir mit anderen Menschen in lebhafter Verbindung stehen, stets etwas Fremdes in uns haben, so drückt es noch viel weniger unsere allgemeine Stimmung in der betreffenden Zeitperiode aus. Außerdem sagen wir stets nur den geringsten Theil von Dem, was wir wirklich empfinden, und gerade das Werthvollste verschweigen wir. Je höher seelisch Einer steht, desto mehr verschweigt er. Und endlich sind unsere Worte und Sätze Zeichen für Gefühle und Gedanken, die bei Jedem verschieden sind. Wenn wir nicht bei den meisten Menschen, mit denen wir im Leben zu thun haben, sofort eine intuitive Kenntniß ihres Wesens hätten, aus der heraus wir ihre

Worte verstehen, dann würden wir in allen wichtigen Dingen uns mit Anderen so wenig verständigen können, wie wenn sie eine ganz andere, uns unbekannte Sprache sprächen.

Eine Intarsia ist eine reizende Sache. Aber was kann man durch die verschiedenen Nuancen der Hölzer ausdrücken? Jemand, der mit der modernen Technik höhere künstlerische Ziele verfolgt, wird das Unzulängliche dieser Technik erkennen, — wie der Künstler, der eine Landschaft von Rousseau oder Gainsborough in Intarsia ausdrücken will, statt in Oelfarben.

Nehmen wir an, daß die künstlerische Kraft ausreicht, um auf die Bühne wirklich dramatische Menschen zu stellen, deren Reden uns alles Bedeutsamere, was sie nicht sagen und nicht sagen können, ahnen lassen. Dieses Problem hat sich Schloß in seiner „Gertrud“ gestellt; ich that es in einem unveröffentlichten Stück „Liebe“. Wenn es gelingt — und mir war es mißlungen, wie es noch meinem Urtheil Schloß mißlungen ist —, dann muß man doch ein Parterre von lauter Dichtern voraussetzen, muß man die Thätigkeit, welche die Technik dem Dichter verbietet, vom Publikum erwarten. Nun haben wir in unserem Kunstgeschmack zwar offenbar eine Entwicklungstendenz auf größere Thätigkeit des Rezipirenden; aber das Quantum, das man ihm hier zumuthen würde, wäre denn doch so groß, daß man es von einem gewöhnlichen Publikum nicht erwarten kann. Unvergeßlich wird mir bleiben, wie nach der Aufführung von Ibsens „Frau vom Meere“ ein Theil der Kritik in dem Stück eine Verherrlichung der Ehe konstatiren konnte. Wenn so Etwas schon bei Kritikern möglich ist, was soll man denn da vom gewöhnlichen Publikum erwarten! Der Dyrker, der Romancier kann Anforderungen stellen an sein Publikum, wie er will; stellt er sie sehr hoch, so findet er nur wenige Leute, aber die findet er und hat er. Dem Dramatiker werden die Anforderungen vom Publikum gestellt, weil das Theater nun einmal vom Parterre bis zur Galerie von den verschiedenartigsten Leuten besetzt ist und für eine größere Anzahl Aufführungen besetzt sein muß; und wenn er diesen Anforderungen nicht entspricht, so ist es vorbei mit ihm: man konstatiert, daß „bei aller literarischen Begabung ihm der Sinn für das speziell Dramatische fehlt.“ Das hat nun zur Folge, daß der in dieser Technik befangene Künstler sich mit Vorliebe an Dinge macht, für die er ein schnelles und allgemeines Verständniß erwarten kann, auch wenn er nur in der geschilderten Weise lediglich das Gesagte giebt. Das heißt: er greift am Liebsten zu den trivialsten Motiven und den banalsten Charakteren, zu Dem, was wir möglichst alle Tage vor Augen sehen. Aus dem Technischen heraus erhält so die demokratisch-positivistische Richtung des Naturalismus Zugang. Technik und Inhalt bedingen einander und werden bedingt durch die allgemeine Grundströmung der Zeit.

Früher sagte man, die banalen und häßlichen Dinge haben kein Recht, künstlerisch dargestellt zu werden. Wir haben als junge Leute darüber gelacht, wenn wir diese damals so billige Epigonenweisheit hörten. Aber wenn wir jetzt, wo der Naturalismus mit eisernem Besen das ganze elende Epigonthum jetzt, wo der Naturalismus mit eisernem Besen das ganze elende Epigonthum hinweggefegt hat, das noch im vorigen Jahrzehnt ganz Deutschland beherrschte, wenn wir jetzt nun fragen: Ja, ist denn die Kunst wirklich dazu da, dieses elende Gesindel der „Lumpenbagnatz“ und des „Chambre séparé“ zu schildern, — dann verlieren wir doch die Siegesgewißheit mitten im Sieg. Hat es denn überhaupt noch

einen Werth, künstlerisch zu schaffen, lohnt es denn die unendliche Mühe, eine Mühe, die frühere Künstler nie gekannt haben, all dieses elende, triviale Zeug, das uns im Leben schon so anwidert, auch noch künstlerisch darzustellen? Man muß in Zlauberts Briefwechsel nachlesen, wie entsetzlich ihm die Beschäftigung mit den Perionen der „Madame Bovary“ und der „Education sentimentale“ war, um die Leiden zu verstehen, die ein Mensch erduldet, für den nur das Allerhöchste des Lebens Sinn hat und der nun zum ärtimsten geistigen Umgang mit dem gewöhnlichsten Pack verurtheilt ist.

In einem unveröffentlichten Lustspiel von mir „Im wunderschönen Monat Mai“ gruppiert sich Alles um einen Mann, in dem alles höchste Menschliche mit großer Kraft in trivialster Form vorhanden sein sollte. In der Figur war Alles, was man sich denken kann; es war eine wunderbare Figur geworden, von einem jeculischen Reichthum, von einer Kraft, von einer Größe, daß ich meine helle Freude an ihr hatte, — ehe ich zu schreiben begann. Denn bei der Niederschrift zeigte sich, daß gerade das Werthvollste in seiner Seele verschlossen blieb und auf keine Weise heraus zu bekommen war. Und dabei war Das noch eine impulsive und rothselige, etwas eitle Natur; von einem verschlossenen Menschen würde der Dichter überhaupt Alles bei sich behalten und nichts auf das Papier bringen.

Diese Dinge kommen Dichtern zu Gute, deren Begabung nicht über das Können der Kleinen und Gewöhnlichen hinausgeht, die gute Darsteller sind, aber keine Persönlichkeiten. Man kann nicht unterscheiden, was wirklich Armut ist und was durch die Technik erzwungen wurde. Aber die Thatfache kann auch ungemein verderblich werden, indem sie die Kunst aus ihrer herrlichen Höhe herabziehen und sie uns erscheinen lassen kann als Etwas, das gar nicht qualitativ verschieden ist von dem ordinären Bauaufenthum des gewöhnlichen Lebens.

Alles Werthvolle geht uns ja verloren! Wir können die Amme in „Romeo und Julia“ heute besser machen, als sie Shakespeare gemacht hat; aber wir können keinen Hamlet machen. Wir können das Gretchen seiner ausarbeiten, die Wittve Schwertlein zu einer köstlichen Figur gestalten, vielleicht noch einen Theil von Mephistopheles geben, aber wie wollen wir einen Faust schaffen? Das Lächerlichste dabei ist, daß es doch einen Hamlet und Faust in der Wirklichkeit giebt. Der Naturalismus erlaubt uns nur, einen Theil der Wirklichkeit zu fassen, genau wie jeder frühere Stil; nur, daß alle früheren Stile Das nehmen ließen, was den Leuten bedeutsam vorkam, der Naturalismus uns aber zum Trivialen zwingt. Oder sollte die graue positivistische Theorie uns wirklich kuebeln, sollten wir, die wir Künstler sind, wirklich das Gewöhnliche höher stellen als das Ungewöhnliche, die triviale Masse höher als den einzelnen Ausnahmemenschen? Sollten wir der Thorheit unterliegen, die Kunst, die etwas Zeitliches ist, sich nach den Gesetzen des Alltags richten zu lassen?

Die Menschen sind des beschränkten Naturalismus bald müde geworden. Viele suchen nach einem Ausweg aus ihm. Aber ich habe noch keinen Finder getroffen. Wollen wir in die Epigonenromantik zurückkehren mit Hauptmanns „Verfunkenner Glocke“, dann ist unsinnbar, weshalb wir nicht gleich bei Julius Wolff blieben, dessen Plattheiten doch wenigstens nicht anspruchsvoll sind. Die Stilisten und Symbolisten können noch nicht einmal in der Lyrik Neues und

Lebendiges schaffen, wenn sie nicht gerade, wie in Frankreich, das Glück haben, auf leere Rhetorik und prosodische Stilübung zu folgen. Die einzige Persönlichkeit, in der ein wirklicher Drang nach Vorwärtstreben vorhanden ist, bleibt Racine. Aber sein Wollen scheint mir für das Drama unbrauchbar, denn gerade das Ungefragte will auch er ungefragt lassen und die Aufgabe, um die es sich handelt, ist doch eben, eine Möglichkeit zu finden, Das auszudrücken. Nichts scheint mir thörichter als seine Bemerkung im „Trésor des humbles“ über Othello und ähnliche tragische Figuren, daß das eigentliche tragische Geschick sich im Ungefragten abspiele. Das hat Shakespeare auch gewußt, und wenn ein treuherziger Naturalist die Bemerkung gemacht hätte, so würde man sofort das übliche Geschrei über naturalistische Plattheit hören. Wir verlangen eben vom Dichter, daß er uns Das doch giebt, weil wir es mit Recht für das allein Wertvolle halten. Shakespeare hat es gegeben in seiner Art; und wir müssen nun suchen, es in unserer Art zu geben, und uns nicht um die Aufgabe herumdrücken, — sei es mit Natürlichkeit-Ausreden, sei es mit mystischem Aesthetentiefsinn.

Wir müssen über den Naturalismus hinaus, selbstverständlich so, daß wir seine Errungenschaften beibehalten, und zwar lebendig, nicht, indem wir sie konventionalisiren; und nach der Richtung, daß wir von dem eigentlichen Leben an der Natürlichkeit lassen, die uns gerade die Darstellung des Wichtigsten unmöglich macht. Ob Das im Drama erreichbar ist? Es käme auf den Versuch an. Die Aussichten scheinen mir nicht glänzend zu sein. Es berührt sich hier wieder das Künstlerisch-Technische mit dem Letzten der Weltanschauung. Wir haben keine festen sittlichen Principien mehr, sondern sind bis ins Innerste von der Relativität auch dieser Dinge durchdrungen. Wenn wir uns nicht pharisäisch belügen wollen, so können wir ja nicht mehr von einer Sittlichkeit des Handelns sprechen; denn wo unsere Vorfahren den festen Anker der That sahen, sehen wir nur die unendliche Kette der Ursachen und Folgen. Wir sind uferlos und grundlos geworden, das tout comprendre ist an uns erfüllt. Wollen wir tragisch werden ohne Spiegelschere, so bleibt uns nur die rohe Schicksalidee; aber da wir auch nicht mehr fromm an höhere Mächte glauben, so werden wir uns nicht mehr unter sie beugen, sondern uns gegen sie entrüsten. Die tragische Stimmung der früheren Zeiten ist unmöglich geworden. Ich glaube, daß das Stück „Im chambre séparée“, wenn es aufgeführt werden könnte, in seiner Mischung des Furchtbaren, Räucherlichen und Gemeinen einen tiefen Eindruck machen würde, aber nicht einen tragischen, überhaupt keinen ästhetischen, sondern einen, wie ihn irgend etwas Schlimmes im Leben macht.

Es ist doch gewiß nicht Zufall, daß die naturalistische Kunst ihre größten Triumphe in der Erzählung geleistet, ja, sogar technisch Neues geschaffen hat. Denn Werke, wie die Romane und Novellen von Tolstoi, die ihr gesamtes Interesse von der Seelenanalyse hernehmen, gab es früher nicht. Hier drückt sich die Wendung der Sittlichkeit vom Handeln auf das Verstehen aus. Die Form der Erzählung ist die der modernen Psyche adäquate.

Aber was mag es nur sein, das trotzdem so zum Drama lockt? Ist es vielleicht doch noch mehr als die Energie der unmittelbaren, nicht über Papier und Druckerschwärze gehenden Wirkung?

Dr. Paul Ernst.



Vor der Schlacht.

In Washington hat man sich finanziell vorläufig auf eine neunmonatige Kriegsführung eingerichtet. Diese Thatfache ist bedeutamer als alle von New-York aus in die alte Welt getriebenen Hoffnungen auf einen schnelleren Verlauf des Kampfes. Ueberhaupt hat die kurze Erfahrung schon gelehrt, wie unwichtig und unzuverlässig die politischen Meinungen der amerikanischen Geschäftsleute sind, und aus unseren Bankbureauz ist die frühere Gläubigkeit deshalb geschwunden. Die Hochfinanz richtet sich, ganz wie das Schachamt zu Washington, auf eine längere Campagne ein; wenn z. B. das Publikum Italiener, Mexikaner oder Argentinier kaufen möchte, wird ihm nicht einfach bei den Banken noch das Geld vorgelegt, sondern es muß zu diesem Zweck erst seine Anlagepapiere verkaufen. Doch läßt sich dadurch allein die schwache Haltung unserer Staatsfonds nicht erklären; man wittert Etwas von neuen Anleihen, die eine weitere Verstärkung der deutschen Marine bald nothwendig machen dürfte. Die Rede des Herrn von Bülow in der Budgetkommission hat, trotz der eleganten Form, die Ueberzeugung noch verstärkt, daß unsere Erwerbungen in China den Eintritt in eine weitausläufige Aktion bedeuten. Freilich wollen die deutschen Börsen von Politik jetzt so wenig wie möglich wissen. Sie haben sich weder um die merkwürdigen Gerüchte von einer englisch-amerikanischen Entente gekümmert, auf die sofort eine eiferlüchtige Auslassung in den Petersburger *Wjedomosti* antwortete, noch um die Erwägung, daß Nordamerika, die einzige wirkliche Friedensgroßmacht, nun in die Fußstapfen der Militärrstaaten getreten ist. Bedenkt man, welche Macht die Verfassung den amerikanischen Senatoren giebt und wie schlau sie ihren Interessen die rohen Kräfte des Volkes nutzbar zu machen verstehen, so wird man begreifen, wie groß die Gefahr unübersehbarer Verwickelungen künftig werden kann. Auch in den punischen Kriegen blieben die Ziele der karthagischen Plantagenbesitzer und Großkapitalisten verhällt; jetzt werden wir in den Vereinigten Staaten die Selbstherrlichkeit kühner Spekulantent vielleicht öfter, als man vorläufig ahnt, am kriegerischen Werk sehen.

Die deutschen Börsen wollen, wie gesagt, von Politik nichts wissen; und als sie dennoch eine Weile Politik trieben, haben sie sich einfach blamirt. So bei der Nachricht von dem Erscheinen amerikanischer Kriegsschiffe im Golf von Mexiko; dieses Gewässer wurde, wie es scheint, als ein Engpaß angesehen, wo eine Demonstration gegen das angeblich den Spaniern freundliche Mexiko ausgeführt werden sollte. Die nachträgliche Klauflust für Mexikaner wird aber durch die Erkenntniß jenes geographischen Irrthumes noch keineswegs motivirt, denn so solid auch die dortige Regierung ist: die jeßige Zurückhaltung der amerikanischen Banken und Kaufleute kann Mexikos Handel einen noch gar nicht zu übersehenden Schaden zufügen und gegen so herbeigeführte Ausfälle im Budget hilft auch die beste Finanzweisheit nicht.

Ueberhaupt kommen die ungünstigen Wirkungen des Krieges in unseren Kursbewegungen noch nicht zum Ausdruck. Die deutschen Börsen brauchen aber nur bei den Kaufleuten und Textilindustriellen anzufragen, statt, wie es allzu eifrig geschieht, in unseren Montankreisen: dann würden die Antworten wohl nicht gerade erbaulich klingen. Es wäre eine lohnende Aufgabe für die Statistik, die vielen Annullirungen von Aufträgen in Folge eines unserm Gebiet doch sehr fernem Krieges einmal festzustellen. Das gäbe schon heute für Deutschland eine überraschend hohe Ziffer. Unsere Exporteure zögern aus zwei Gründen; erstens, weil man nicht glaubt,

daß drüben während des Sommers der Konjum sich wieder heben werde, und zweitens, weil man amerikanischen Firmen nicht ganz ersten Ranges unter den Kriegsverhältnissen nicht mehr recht traut. Entweder werden sie nämlich von ihren bisherigen Bankverbindungen einfach im Stich gelassen oder sie bemühen überhaupt einen Augenblick allgemeiner Verwirrung, um nicht zu bezahlen. Das soll drüben recht gern versucht werden. Und was die Bedarfsartikel nicht zu erreichen vermögen, bleibt gewiß auch unsern Luxuswaaren versagt. Heute fühlen es z. B. schon die Goldschmiedearbeiter in Danau, daß die Amerikaner in der nächsten Saison ausbleiben, also auch nicht, wie sonst, bei uns Juwelen einkaufen dürften.

Es ist fraglich, ob gegen solche Zwischenfälle etwa der bereits jetzt nahende Wagenmangel im Ruhrkohlenbezirk einen nur halbwegs günstigen Ausgleich bieten wird. Denn die Kohle kommt zu unserer Eisenindustrie, die für die Fabriken und vorläufig auch noch recht stark für elektrische Unternehmungen aller Art zu arbeiten hat. Damit hat aber der Absatz zahlreicher Waarengelände nichts zu thun, die unter der Zurückhaltung der Amerikaner leiden. Es ist bezeichnend, daß die Händler drüben vielfach bei ihren einheimischen Fabrikanten präzise anfragen, was und wie viel ihnen sofort geliefert werden könne; auf langfristige Verträge aber wollen sich diese sonst so unternehmenden Kunden nicht einlassen: sie wagen eben nicht, Waaren lange auf's Lager zu legen. Man sieht aus Alledem, daß ein Seezug, wie Amerika ihn jetzt führt, im Lande selbst schwerer empfunden wird als etwa ein kolonialer Feldzug nach englischem Muster. Natürlich säckeln aber einzelne amerikanische Kapitalisten ungeheure Profite ein. Das sieht man vielleicht am klarsten aus der Kurserhöhung der Zucker- und Petroleumcertifikate u. s. w. Auch bestanden verschiedene Kreise auf Einführung einer Verbrauchssteuer auf Kaffee, Thee, Zucker, weil sie selbst noch vor der Vertheuerung von diesen Artikeln riesige Posten gekauft hatten. Man hofft auch ganz wahn, die älteren Weizenkontrakte nach Europa nicht erfüllen zu brauchen. Der Preis ist bekanntlich um etwa 20 Prozent gestiegen; und falls die Kriegskaufel mit Erfolg vorgeführt werden kann, verlaufen die Herren ihre Waaren noch einmal, jetzt natürlich mit größerem Profit. Nun könnten aber doch die Lieferanten höchstens die Versicherungsprämie gegen Kriegsgefahr nicht selbst tragen wollen; dazu sind wohl die meisten deutschen Abnehmer bereit, da ihnen ja die Preissteigerung großen Nutzen gewährt. Wie ich höre, werden denn auch viele Deutsche in New-York und Chicago deshalb projezieren.

Die glänzenden Einnahmen der amerikanischen Bahnen sind natürlich noch auf das Konto der letzten Friedenszeiten zu setzen. Auch scheint der hier früher erwähnte Tarifkrieg eingeschlafen zu sein. Denn die Great-Northern-Co. konnte es wagen, ihre Personentarife von St. Paul nach Minneapolis auf sieben Dollars zu erhöhen, und die Canadian-Pacificbahn hat ihr sofort nachgeahmt. Gewöhnlich pflegt der Steigerung der Passagierpreise rasch auch eine solche für Waarentransporte zu folgen, was bei den Armeelieferungen vielleicht bald hervortreten wird. Auch muß die Canadian-Pacificbahn nichts gegen die Bedingung der Great-Northern eingewandt haben, daß zu Gunsten der Canadian keine Differentialzölle auf amerikanischen Linien eingeführt werden. Shares sind unter diesen Umständen wieder um zehn Prozent gestiegen, obgleich London jetzt nicht viel darin handelt. Dagegen ist der Verkehr in amerikanischen Eisenbahnprioritäten recht lebhaft geworden; die Käufer können nicht immer so viel Material erhalten, wie sie wünschen. Auf

diesem Gebiet ist Berlin jetzt erst Frankfurt gefolgt, das für Bonds ein ausgedehnteres Hinterland besitzt.

Was den Geldbedarf betrifft, so werden die Vereinigten Staaten natürlich zunächst ihre Bonds im eigenen Lande unterbringen können. Wäre Das aber auch bei weiteren Emissionen so unbedingt sicher, dann hätte sich der Schatzsekretär die Konferenz mit den Häusern Seligmann und Speyer gespart. War doch einer der Vorschläge, die Bonds $3\frac{1}{2}$ procentig werden zu lassen, ganz offenbar für den deutschen Markt bestimmt. Von einer Festlegung des Dienstes in Gold ist unter keinen Umständen die Rede, aber davon wurde früher ja auch nicht gesprochen. Nur ist man heute bei uns gegen die Beständigkeit der amerikanischen Währungsverhältnisse misstrauischer geworden.

Die plötzlich in internationalen Bonds entstandene Panik zielte augenscheinlich nur auf kurze Gewinne, da die Realisationen sehr bald wieder eintraten. Es ist auch nicht recht einzusehen, weshalb gerade dieses Gebiet, das heute doch nur von London abhängt, so blendende Aussichten bieten sollte. Spanien wurden, besonders in Süddeutschland, schon von 40 an langsam wieder gekauft; wie sich seitdem herausgestellt hat, viel zu früh. Ueberraschend war die Kunde von dem Sturm des spanischen Volkes auf die Bankkassen, wo man für die Noten wenigstens Silber zu bekommen hoffte; mit dem hitzigen Patriotismus stimmt Das nicht recht überein. Doch muß ich immer wieder auf die großen Hülsquellen Spaniens hinweisen, die zunächst in seinem Bodenschatz liegen und noch so mancher Anleihe zur Basis dienen können. Außerdem werden die Zölle sehr mangelhaft verwaltet und eine Einkommensteuer giebt es auch in diesem romanischen Lande nicht. Wenn es den Finanzmännern in Madrid nur nicht einfällt, ihr Eisenerz, ohne das unsere Hüttenindustrie, trotz Schweden, nicht auskommt, mit einem Ausfuhrzoll zu beladen! Ein solcher Zoll würde die Einnahmen des Königreiches beträchtlich vermehren und wahrscheinlich von den deutschen Eisen- und Stahlwerken zu tragen sein. Das wäre kein Triumph für Herrn von Stumm und den preussischen Fiskus, die zusammen den Moselkanal verhindert haben; durch den Bau dieses Kanals wäre Rheinland-Westfalen von ausländischen Erzen unabhängig geworden. Die Festigkeit der Portugiesen war natürlich vorübergehend; man merkt nachgerade, daß in Lissabon auch ohne Einwilligung der fremden Gläubiger die Konversion beschlossen werden soll. Unkontrollierbar sind die Meldungen über Argentinien; die deutsche Spekulation scheint dabei betheiligte zu sein. Der dortigen Ausfuhrfähigkeit nützt ja die Steigerung der Weizenpreise; aber die Chile-Politik ist in Buenos-Ayres am Ende doch wohl nicht so friedlich, wie jetzt sogar von Berlin aus versichert wird.

Unsere Industriepapiere scheinen zum großen Theil noch in guten Händen zu liegen. Die Summen, die vor Wochen davon auf den Markt kamen und schwere Kursverluste bewirkten, waren nicht groß und inzwischen hat der Markt sich schon wieder erholt, — ein Beweis, daß das eigentliche Kursniveau noch nicht herabgeht. Die leitenden Banken sind aber vorsichtig genug, selbst mit Gründungen etwas zu zögern. Sie können ja auch am Besten übersehen, was Deutschland dem Auslande bankmäßig schuldig geworden ist und auf welchen Umwegen schon jetzt das neue Geld einfließt, das wir brauchen. Das hängt nicht von der zufälligen Flüssigkeit eines großen Diskonteurs ab, nicht einmal von dem Riesen Rothschild, der neulich in Frankfurt Wechsel $1\frac{1}{2}$ Prozent unter dem Banktag ankaupte. Pluto.